Attersee Report

Che Guevara – Held und Narr

Jörg Sobolewski · Von einem ungläubigen Heiligen
Julian Schernthaner · Revolutionär, Massenmörder, Sexsymbol
Walter Gehr · Kuba in der Welt
Gerhard Rihl · Guerrillero heroico
Lisa Licentia · Identitäre Revolutionäre

Ausgabe Nr. 22 · Dezember 2019

¡Hasta la victoria siempre!
(Immer bis zum Sieg!)

Wahlspruch Che Guevaras

Coverbild:
Che Guevara, rauchend,
Aufnahme aus den 1960er Jahren

Abbildung auf dieser Seite:
Aufnahme des Leichnams Che Guevaras,
Bolivien 1967

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren!

In dieser Ausgabe beschäftigen wir uns mit *der* Ikone der Linken: Ernesto „Che" Guevara. Ob sein Mythos so berechtigt ist wie allgemein vermutet, wird in den einzelnen Beiträgen hinterfragt. In der Tat haben einige historische Personen, die in diesem Heft beleuchtet werden, etwas gemeinsam: Sie alle starben einen gewaltsamen und frühen Tod, obgleich kein einziger von ihnen jemals materielle Not zu erleiden hatte. Im Gegenteil: Personen wie Giangiacomo Feltrinelli, Monika Ertl oder Che Guevara selbst waren allesamt materiell bestens abgesichert, als sie sich entschieden, Guerilleros zu werden.

Guevara gab sogar mehrmals materiell gesicherte Positionen auf, um weiterhin Revolution zu machen. Selbst als die kubanische Revolution erfolgreich gewesen und er zum Industrieminister und Notenbankchef ernannt worden war, wollte er sich mit dem Erreichten nicht zufriedengeben und brach mit Fidel Castro. Letztlich verrecken er und eine Handvoll übriggebliebener Mitstreiter im Dschungel Boliviens – eine Biographie, die verdeutlicht, dass wir es hier nicht nur mit einem politischen, sondern vor allem mit einem psychologischen Erscheinungsbild zu tun haben. Guevaras Ende war eine absurde Mischung aus Dilettantismus und Überheblichkeit. Politisch etwas zum Positiven gewendet hat er zu keiner Zeit. Nicht in Kuba, nicht im Kongo und nicht in Bolivien.

Der Mythos „Che" ist daher nicht seinen Leistungen zu Lebzeiten, sondern dem Umgang mit seiner Leiche geschuldet. Dass seine Ikone im Laufe der Zeit zu einer des ihm verhassten Kapitalismus mutierte, ist besonders pikant. Diesem Aspekt ist ein eigener Artikel gewidmet. Im Leben ein Narr – im Tod ein Held? Ob diese Hypothese zutrifft? Darüber zu urteilen sind unsere Leser eingeladen.

Herzlichst Ihr
ParlRat Mag. Norbert Nemeth
Herausgeber

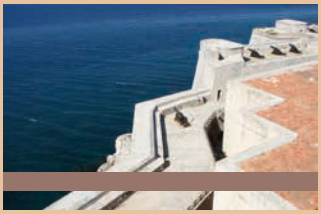
Inhalt

Generalthema:

Der Partisan 6
Von einem ungläubigen Heiligen 8
Die Dämonen des Che Guevara 12
Die Theorie des Partisanen 18
Feind im Hinterland 22
Rache für den toten Gott 27
Götzendämmerung 29

Österreich:

Revolutionär, Massenmörder, Sexsymbol 30
Die Macht des Bösen 35



International:

Kuba in der Welt 36
Miguel de Unamuno 43

Feuilleton:

Guerrillero heroico 44
Hasta siempre, comandante 49

Besprechungen:

Identitäre Revolutionäre 50
Im gallischen Dorf der Freiheit 57
Adharas Stimme 58
Impressum 59

Editorial

Werte Leser!

Ernesto „Che“ Guevara ist der moderne Archetyp des ewigen Revolutionärs: jenes Menschenschlags, der nicht weiß, wann er gewonnen hat und wann genug genug ist. Der weitermacht, bis er das Rad der Fortuna ganz durchlaufen hat: die Herrschaft erringend, sich ihrer erfreuend, sie wieder verlierend, bis er zuletzt wieder ganz ohne Herrschaft ist. *Regnabo. Regno. Regnavi. Sum sine regno.*

Dass auf jede erfolgreiche Revolution eine re-konstituierende Phase folgen muss, in der sich die neue Politik institutionell einbettet, entsprach nicht Guevaras unruhigem Naturell. Er kämpfte immer weiter. Am Ende waren es daher gerade nicht Ikonen wie er, die linke Politiken langfristig umsetzten, sondern jene Leute, die die Bedeutung der Institution Staat erkannten und in seinen Hierarchien wirkten. Nicht den Che Guevaras und Rudi Dutschkes, sondern den Fidel Castros und Joschka Fischers fielen die Früchte zu.

Nun wird Revolution heute längst auch „von rechts“ gespielt. Wie zu erwarten, hat man aus der Geschichte wenig gelernt. Es wundert daher nicht, dass die reale politische Macht, die in Städten, Ländern, Nationalstaaten und Staatenbünden kulminiert, von diesen Revolutionären „von rechts“ mit durchaus verächtlichem Unterton als System der „Gebietskörperschaften“ abgetan wird – nicht anders als der Fuchs in der bekannten Fabel Äsops, der die wohlschmeckenden, hochhängenden Trauben nicht erreichen kann, daraufhin naserümpfend meint, sie seien ja gar nicht reif, sondern sauer, und hungrig in den Wald zurückstapft. Sich die eigene Ohnmacht einzugestehen, fällt nicht nur Füchsen bekanntlich schwer.

Die eigentliche Kurzsichtigkeit jener Revolutionäre „von rechts“ besteht letztlich darin, das Wesen des Staates nicht zu begreifen. Denn der Staat ist nicht einfach eine Ansammlung von Verwaltungsbehörden. Schon in seinen Frühformen war er Wehr- und Kultgemeinschaft – und er ist durch die Jahrtausende stets mächtiger geworden. Es ist die sich im Staat verwirklichende Einheit von Ordnung und Ortung, die ein Volk in sein Recht setzt. Sie ist der Machtkörper, der das Politische überhaupt erst zur Gestalt bringt. Die Idee von Gruppen wie den *Identitären*, dass privates Engagement („Metapolitik“) die staatliche Gesellschaftsformung herausfordern könnte, ist leider sohin ganz lachhaft.

Denn nicht das metapolitische Bewusstsein formt das staatliche Sein, sondern das staatliche Sein formt das metapolitische Bewusstsein. Das haben die Linken begriffen, darum bedienen sie sich des Staates so vorzüglich. Und deshalb ist es auch ihr wichtigstes Bestreben, die Freiheitliche Partei von der Staatsmacht so fern wie nur möglich zu halten – was ihnen erneut gelungen ist. Warum sollte die Linke dieses Ziel mit allen Mitteln verfolgen, wenn der Staat wirklich „nur“ eine Gebietskörperschaft wäre?

Die Bedeutung des modernen Staates wurde von der Linken erkannt. Die Revolutionäre „von rechts“ dagegen streifen immer noch im Dschungel herum, wo Todesschreie ungehört verhallen und die Trauben der Macht unerreichbar weit weg sind. Ob sie je aus dem Schicksal Guevaras und anderer lernen, je aus dem Erfolg der Linken? Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Ihr *Jörg Mayer*, Chefredakteur

Der Partisan

Wo der Krieg auf beiden Seiten als ein nichtdiskriminierender Krieg von Staat zu Staat geführt wird, ist der Partisan eine Randfigur, die den Rahmen des Krieges nicht sprengt und die Gesamtstruktur des politischen Vorgangs nicht verändert. Wird aber mit Kriminalisierungen des Kriegsgegners im ganzen gekämpft, wird der Krieg z.B. als Bürgerkrieg vom Klassenfeind gegen einen Klassenfeind geführt, ist sein Hauptziel die Beseitigung der Regierung des feindlichen Staates, dann wirkt sich die revolutionäre Sprengwirkung der Kriminalisierung des Feindes in der Weise aus, daß der Partisan zum wahren Helden des Krieges wird. Er vollstreckt das Todesurteil gegen den Verbrecher und riskiert seinerseits, als Verbrecher oder Schädling behandelt zu werden. Das ist die Logik eines Krieges der *justa causa* ohne Anerkennung eines *justus hostis*. Durch sie wird der revolutionäre Partisan zur eigentlichen Zentralfigur des Krieges. [... Er] riskiert nicht nur sein Leben, wie jeder reguläre Kombattant. Er weiß, und läßt es darauf ankommen, daß ihn der Feind außerhalb von Recht, Gesetz und Ehre stellt.

aus: Carl Schmitt, *Theorie des Partisanen*

Generalthema

Che Guevara im Versteck der Guerilla
in den Bergen der Sierra Maestra

Von einem ungläubigen Heiligen

Von Jörg Sobolewski

Er ist *das* Gesicht der südamerikanischen Linken. Omnipräsent auf Fotografien, Bekleidung und Graffiti, eine Ikone des „sozialistischen Befreiungskampfes" und ewig junges Gesicht einer alternden Bewegung. T-Shirts mit seinem Antlitz sind weltweit zu bekommen, und wem die Lektüre von Marx und Engels zu langwierig ist, der erwirbt ein Bild von ihm und lebt fortan auf der „Tango-side of communism".

Sowohl an Guevaras Geburts- als auch an seiner Todestätte finden sich Schreine zu seinem Gedenken, hunderte Touristenführer begleiten tausende Rucksacktouristen aus der Ersten Welt zu Stationen aus seinem Leben. Sein Todestag wird weltweit feierlich begangen. Es fehlen lediglich weiße, rote und schwarze Roben seiner Anhänger – und das Abbild einer Kirche wäre perfekt.

Kind aus gutbürgerlichem Hause, kam Guevara bereits in seiner Kindheit mit der Ideenwelt der radikalen Linken in Kontakt. Das Elternhaus in der argentinischen Provinz Rosario wurde nach dem spanischen Bürgerkrieg Anlaufpunkt für viele Linksintellektuelle im Exil. Aufgrund seines Asthmas wohlbehütet aufgewachsen, ging Guevara den Weg seiner Standesgenossen im Argentinien zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts – einem Land, das dank der Regierung von Juan Domingo Perón als einziges der südamerikanischen Länder mit dem Lebensstandard westeuropäischer Länder mithalten konnte. Der Peronismus verband nationale mit sozialen Ansätzen und ähnelte in seiner Wirtschaftspolitik deutlich den europäischen faschistischen Systemen der Dreißiger-Jahre.

Sein großes Vorbild fand Guevara jedoch nicht in dem Militär Peron, sondern im Sowjetdiktator Stalin. Nach seinem Tod schrieb er an seine Tante, er habe vor einem Porträt Stalins geschworen, *„nicht eher zu ruhen, als bis die kapitalistischen Kraken besiegt seien"*. Briefe soll er bisweilen sogar als „Stalin II" unterzeichnet haben. Seine Ruhe traf ihn dann doch eher als die „kapitalistischen Kraken": Nachdem sein Revolutionsexport in Bolivien scheiterte, wurde er in einem kleinen Dorf an den Hängen der Andenkordillere von bolivianischen Sicherheitskräften erschossen. Nur ein Kommunist unter vielen, die auf dem Feld des Systemstreits ihr Grab finden, so könnte man meinen. Aber tatsächlich beginnt seine Geschichte erst richtig nach dem Tod. Das letzte Foto des Aufgebahrten – einem vom Kreuz abgenommenen Heiland ähnlich inszeniert – fand seinen Weg um die Welt und ist bis heute eines der bekanntesten Bilder des zwanzigsten Jahrhunderts.

Der Heilige

Doch es war eine ältere Aufnahme, die ihn unsterblich machen sollte: *„Guerrillero heroico"* – so benannte der Fotograf Alberto Korda seine Aufnahme von dem nachdenklichen Che mit Barrett auf dem Kopf, den Blick in eine unbestimmte Zukunft gerichtet. Die ausgelutschte Zuschreibung einer Ikonenqualität kann hier mit Fug und Recht gelten, denn diesen Che Guevara vergaß die Welt nicht. Kein anderer Säulenheiliger der Linken kann mit diesem Gesicht mithalten, weder Salvador Allende noch Thomas Sankara – von den Europäern Lenin und Stalin schon erst recht niemand. Was bei der

Wenn sich Jesus mir in den Weg stellen würde,
ich hätte ihn erschossen.

Der Leichnam Che Guevaras wird in Vallegrande der Öffentlichkeit präsentiert, Oktober 1967

katholischen Kirche mindestens eines gewirkten Wunders und einiger Zeit bedarf, setzte beim letztlich erfolglosen Guevara sofort ein: die Selig- und Heiligsprechung durch seine Anhänger.

Nirgendwo wird das deutlicher als in dem Ort seiner Totenbahre, in Vallegrande. Hier ist seine weltliche Heiligsprechung bereits in das Zwielicht einer echt religiösen hinübergeglitten. Wie selbstverständlich rufen die Gläubigen in der kleinen Kirche des Städtchens bei Krankheiten „San Ernesto“ an, sehr zum Unwillen des Priesters, dem aber nichts anderes übrigbleibt, als die Häresie seiner Schäfchen hinzunehmen. Die typisch katholische Bereitschaft, auch andere Quellen der Spiritualität aufzusaugen, wird hier bis zum Extremen überdehnt. Was für die Kirche ein Balanceakt ist, stellt für die Gläubigen nicht mehr dar als einen ganz normalen Vorgang. Wer auf Erden Übermenschliches tut, wird in ein göttliches Pantheon überführt – warum sollte dann also nicht ein kämpfender Arzt, den alle Welt verehrt, auch ein Heiliger sein? Man könnte es den letzten Triumph eines überzeugten Marxisten nennen, den ultimativen Sieg über eine Institution, die in der Geschichte wiederholt als maximaler Antagonist des Kommunismus aufgetreten ist. Damit würde man aber sowohl der katholischen Kirche in Südamerika, als auch dem lebendigen Guevara unrecht tun. Denn hier, auf dem Kontinent des magischen

Realismus, sind auch Kombinationen möglich, die anderswo nicht einmal denkbar wären.

So haben sich Kirche und Guevaras sozialistischer Befreiungskampf in Lateinamerika gegenseitig beeinflusst. Im Falle Guevaras schon vor seinem ersten Geburtstag durch die spezifisch katholische Prägung der argentinischen Gesellschaft. Denn das Land am Rio de la Plata nimmt für die katholische Kirche in Südamerika eine ungewöhnliche Stellung ein. Anders als im Rest des Kontinents fehlt der Kirche hier ein starker politischer Bündnispartner. Der eingangs erwähnte Peronismus hat die politische Landschaft in dem riesigen Land völlig anders gestaltet als in den Nachbarländern:

Die Linke in Argentinien hat die Konfrontation mit dem „Nationalen Sozialismus" des Peronismus nur geschwächt überstanden. Nimmt sie in den anderen Ländern Südamerikas die Meinungsführerschaft bei sozialen Themen für sich in Anspruch, muss sie in Argentinien stets darum kämpfen, überhaupt wahrgenommen zu werden. Der klassischen Rechten blieb lediglich der Wirtschaftsliberalismus als Alleinstellungsmerkmal, von ihrem radikalen Ausfasern in rassistische Splittergruppen einmal abgesehen. Daraus ergab sich für den Klerus eine seltsame Zwitterstellung: In der Konfrontation mit dem populären Perón war kein Blumentopf zu gewinnen. Also suchte man den Weg der Kooperation.

Gleichzeitig war man aber geschmeidig genug, um diesen Weg auch unter der auf Perón folgenden Militärdiktatur weiterzugehen. Selbst in der darauffolgenden und bis heute andauernden Demokratie blieb die katholische Kirche stets auf der Seite der Machthabenden. Das hat im europäischen Vergleich zu einem Land geführt, dessen Bevölkerung stark von der katholischen Lehre geprägt ist, obwohl die überwiegend europäisch-stämmige Bevölkerung gleichzeitig einen der höchsten Anteile an Atheisten im kontinentalen Vergleich aufweist. Eine Folge davon ist unter anderem die strikteste Gesetzgebung zur Abtreibung. Argentinier bezeichnen das als „Katholizismus ohne Gott."

Der junge Ernesto Guevara wuchs zwar in keinem religiösen Elternhaus auf, besuchte aber eine Jesuitenschule. Seine Mutter nahm ihn mit in den Gottesdienst, weniger des Glaubens wegen als vielmehr „aufgrund des Spektakels". Sucht man nach christlichen Elementen in seinem Denken, wird man nur schwer fündig werden – sucht man aber in seiner Art, seinen Überzeugungen und seinem Handeln nach katholischen Elementen, sieht es schon anders aus. Das „Spektakel, die Inszenierung und die große Entrückung" war schon zu Lebzeiten die Spezialität des „Commandante": Als nach der kommunistischen Machtergreifung unter großem Jubel der Zuschauer eine weiße Taube auf die Schulter des Revolutionsführers Fidel Castro herabschwebte, hatte Guevara den Taubenzüchter organisiert.

Der Friedensfürst

Che Guevara war Kommunist und damit Materialist, aber das auf eine ganz besonders entrückte Art: Er sah sich als eine Art Missionar des weltlichen Himmelreichs, des Himmelreichs der sozialistischen Freiheit und Brüderlichkeit. Ganz wie die katholischen Missionare auf ihrem Zug durch den riesigen Kontinent, sah auch er sein Leiden als Teil der Mission. Besonders das Asthma, das ihn seit Kindheit immer wieder in die Knie zwang, empfand er als wiederkehrende Prüfung.

Aber anders als die christlichen Märtyrer, die ohne Widerstand ihren schweren Weg ans Kreuz gehen, verlangte Guevara seinem ungeeigneten Körper immer wieder Kampfbereitschaft ab. Eine Art Heiland der Revolution – mit dem Karabiner im Einsatz für die sozialistische Weltrevolution. Seine Treue hatte er früh dem einzig wahren Oberhaupt seiner Kirche geschworen und nur Fidel Castro konnte für ihn diese Ersatzkirche anführen – ein tragischer Irrtum,

denn jener war wesentlich pragmatischer eingestellt als Guevara – und wie kirchliche Traditionalisten betrachtete dieser jeden Versuch einer Liberalisierung als Verrat an der reinen Lehre. Wenn Kuba kaum Arbeiter für eine Herrschaft des Industrieproletariats hatte, dann musste eben eine Schwerindustrie geschaffen werden. Kostete es auch die wettbewerbsfähige Zuckerindustrie.

Man sollte meinen, dass ein derart kompromissloser Marxist notgedrungen in Konflikt mit einer Kirche kommen muss, deren Lehre der seinigen entgegensteht. Tatsächlich hat die kubanische Revolutionsregierung auch einige kirchenfeindliche Gesetze erlassen. Von einer wirklichen Kirchenverfolgung mit Stumpf und Stil kann jedoch keine Rede sein. Letztlich fanden beide Seiten nach einiger Zeit einen Modus Operandi. Der Rückgang des Katholizismus in Kuba nach der Revolution wird wohl eher dem steigenden Bildungsniveau im Zuge der Schulreform zuzurechnen sein.

Wirklich interessant wird das Spannungsfeld zwischen Che und Kirche dagegen beim Blick in die Länder südlich der Karibik. Die Grundkonzepte der eingangs erwähnten Befreiungstheologie entstanden ab etwa 1960 aus der Selbstorganisation katholischer Gemeinden in Brasilien. Beeinflusst von der sozialistischen Klassentheorie, lösten sich einige Geistliche aus der engen Bindung zu staatlichen Autoritäten und propagierten eine Theologie der sozialistischen Befreiung. In der egalitären Gemeinschaft der Urchristen sahen sie ein Vorbild für sozialistische, selbstverwaltete Gemeinden. Wenig überraschend stieß diese neue Bewegung sowohl bei der Kirchenhierarchie als auch beim US-Amerikanischen Hegemon auf wenig Gegenliebe. Die Reagan-Regierung sah in der Befreiungstheologie sogar eine „Gefahr für die Interessen der USA in Südamerika".

Trotz des Widerstandes erfreuten sich die von ihr beeinflussten Priester einer zunehmenden Beliebtheit auf dem Kontinent. Zum ersten, offenkundigen Zusammenwirken zwischen linken Guerillas und Befreiungstheologen kam es in Kolumbien, wo der katholische Priester Camilo Torres Restrepo als „Priester mit Maschinengewehr" zum ersten christlichen Märtyrer der kommunistischen ELN (Ejército de Liberación Nacional) wurde. Die ELN orientierte sich offen an der kubanischen Version des Befreiungskampfes. Von Havanna ideell und finanziell unterstützt, führt die Gruppe bis heute ihren Krieg im kolumbianischen Regenwald. Sie ist der langlebigste Revolutionsexport Kubas. Für Pater Camilo ging der Kampf jedoch früh zu Ende, er starb bei seinem ersten Feuergefecht mit der kolumbianischen Armee. Heute gilt er als „kolumbianischer Che".

Auch in Mexiko und Ecuador kam es zu einer intensiven, gegenseitigen Befruchtung von Befreiungstheologie und linkem Widerstand. Die sich ebenfalls auf Guevara berufenden Zapatisten pflegen auf ihren Dörfern im Bundesstaat Chiapas eine enge Zusammenarbeit mit katholischen Geistlichen, von den Kirchenoberen geduldet und vom mexikanischen Staat zur Beruhigung der Situation hingenommen. In Paraguay wurde schließlich 2009 ein ehemaliger Priester der Bewegung zum Präsidenten gewählt. Mit dem Amtsantritt des „Jesuitenpapst" Franziskus gelangte zuletzt ein Geistlicher mit offenen Sympathien für die Anliegen der Befreiungstheologen sogar ins höchste Kirchenamt.

Der Gewaltmensch Guevara hätte dafür vermutlich wenig mehr als ein spöttisches Lächeln gehabt: *„Wenn sich Jesus mir in den Weg stellen würde, ich hätte ihn erschossen"*, so ließ er sich zitieren. Eine ernstzunehmende Aussage, er war schließlich bekannt dafür, Todesurteile eigenhändig zu vollstrecken. Daran, dass sein Leben auch die Institution grundlegend verändert hat, die er Zeit seines Lebens ablehnte – daran kann auch er nichts ändern. „San Ernesto" wird wohl auch weiter angerufen werden, von gläubigen katholischen Bolivianern wie von gläubigen linken Europäern.

Die Dämonen des Che Guevara

Von Siegfried Waschnig

Vieles wurde schon geschrieben über Che Guevara, sein Leben und seine Kämpfe. Mindestens gleich viel wird die Doppelzüngigkeit jener diskutiert, die auf der einen Seite Aufklärung und Humanismus zu leben vorgeben und auf der anderen Seite die Verherrlichung Guevaras als Selbstverständlichkeit betrachten. Doch fast unbekannt sind die Geister, die ihn beseelten, und noch weniger weiß man darüber, wie sie ihren Weg zu ihm fanden.

Guevara stammt aus einer angesehenen Familie. Sein Urgroßvater war einer der reichsten Männer Südamerikas und zu seinen Vorfahren zählten spanische und irische Adelige. Zu Guevaras Jugendzeit hatte die Familie den Großteil des Vermögens bereits verloren. Dennoch waren die Guevaras in das gesellschaftliche Leben eingebunden. Sie hatten zwar kein Geld, aber einen Namen und das entsprechende Auftreten.[1] Guevara gehörte von Kindheit an „dazu".

Einzig sein Asthma machte ihm zu schaffen, was ihn oft tagelang ans Bett fesselte, sodass er erst mit neun Jahren den Weg an eine reguläre Schule fand. Dort spielte Guevara unzählige Streiche, trank Tinte, aß während des Unterrichts Kreide, kletterte im Pausenhof auf Bäume, ließ sich von einer Brücke hängen, die sich über eine Schlucht spannte, und spielte mit einem Ziegenbock Torero. Er brauchte anscheinend das Publikum – vielleicht aus Übermut, vielleicht um das Stigma seiner Krankheit zu überspielen.

Seine Eltern waren „Antifaschisten" und seine Mutter Celia durchbrach viele Tabus der damaligen Zeit. Wegen ihres gesellschaftlichen Status ließ man ihr die Verstöße gegen die Tradition durchgehen. Während dem jungen Ernesto das Elternhaus keine Grenzen setzte, hatte er Probleme sich zu beherrschen, fühlte sich zu Unrecht getadelt oder bestraft und verlor immer wieder die Beherrschung. Sein Vater hielt seiner Mutter vor, von Natur aus unbesonnen und waghalsig zu sein, und machte ihr zum Vorwurf, das an ihren Sohn weitergegeben zu haben.

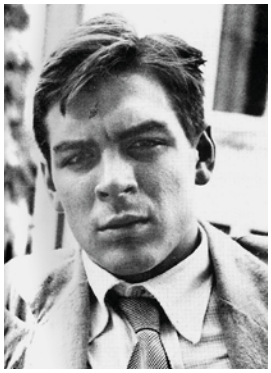
In ihrem Bekanntenkreis war Celia für ihr tiefes und echtes Mitgefühl anderen Menschen gegenüber bekannt. Eine Eigenschaft, die sich – liest man seine Tagebücher – auch in Guevara abzeichnete. Auf der einen Seite fand sich „El Loco" (der Verrückte), der sich damit brüstete, wie selten er sich wusch, was ihm den Spitznamen „El Chancho" (das Schwein) einbrachte. Und auf der anderen Seite war er der sensible jungen Mann, der auf seinen Reisen die ersten Begegnungen mit den Ungerechtigkeiten der Welt machte, die ihm – glaubt man seinen Aufzeichnungen – teilweise auch sehr zu schaffen machten. All das prägte den künftigen Massenmörder.

Die Reise des jungen Che

Guevara zog es hinaus in die Welt – und so machte er sich im Jahr vor seinem Staatsexamen in Medizin mit seinem Freund Alberto auf, den amerikanischen Kontinent zu entdecken. Zum ersten Mal in seinem Leben erkannte er die krassen sozialen Unterschiede und sah mit eigenen Augen die er-

Ich werde mit dem Volk sein, und ich weiß, ich werde mit dem Geheul eines Besessenen die Barrikaden oder Schützengräben stürmen, meine Waffe in Blut tauchen und, rasend vor Wut, jeden Besiegten, der mir in die Hände fällt, niedermetzeln.

bärmlichen Lebensbedingungen der sozialen Randgruppen, der Wanderarbeiter, Leprapatienten, Häftlinge und Kranken. Das Kind, das „dazu" gehörte, war zum ersten Mal konfrontiert mit der ungeschminkten Realität. So wurde er auf seiner Reise einmal zu einer alten Sterbenden gerufen, für die er als Mediziner nichts mehr tun konnte. Nach diesem Erlebnis war er überzeugt: *Hier, in den letzten Minuten jener Menschen, deren Horizont nicht über das Morgen hinausreicht, zeigt sich die Tragödie, die das Leben des Proletariats auf der ganzen Welt bestimmt; in den sterbenden Augen eine unterwürfige Abbitte und auch immer wieder ein verzweifeltes Flehen um Trost, das in der Leere ebenso untergeht, wie ihre Körper schon bald in dem unermesslichen Elend um uns herum untergehen werden.*[2]

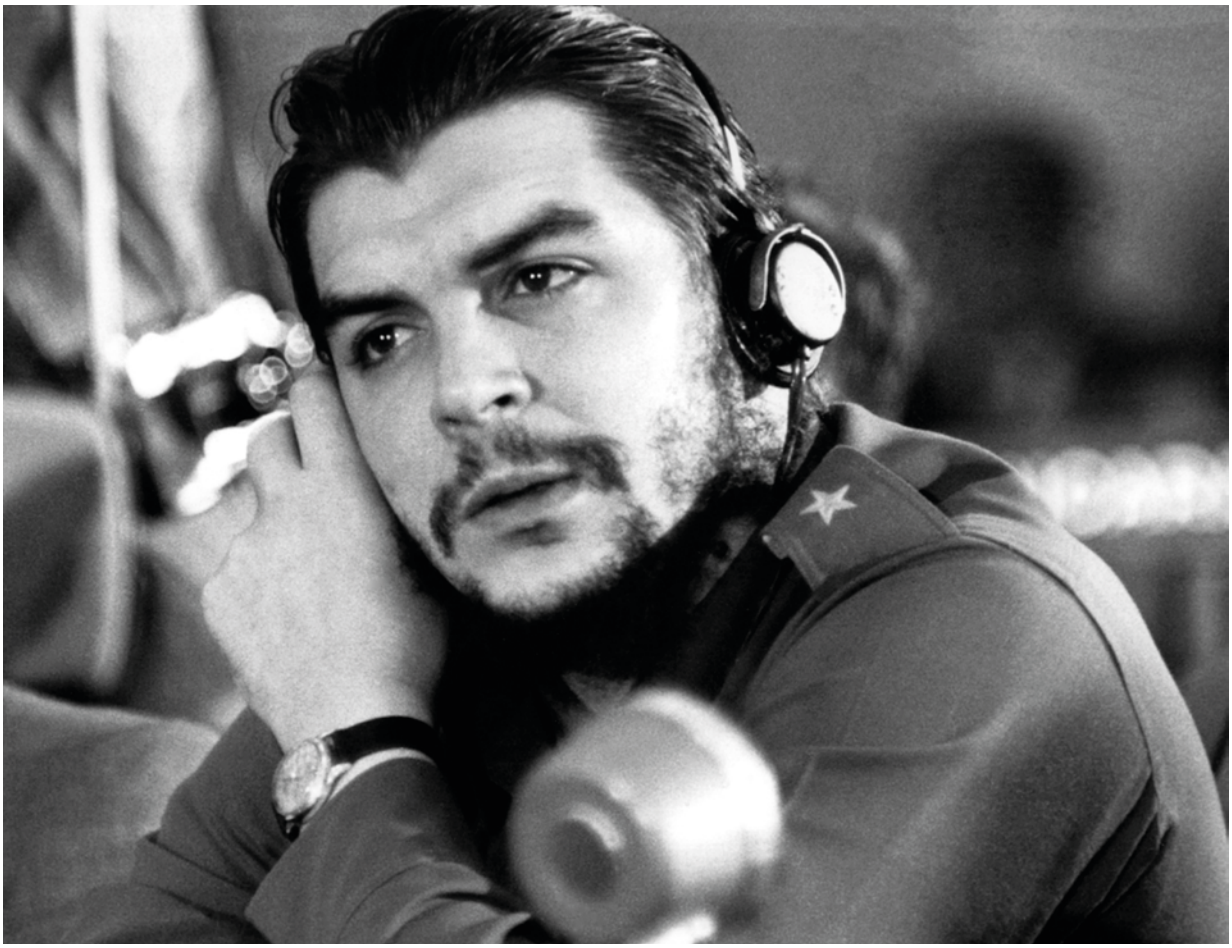


Der 22 jährige Ernesto „Che" Guevara, photographiert von seinem Vater, 1951

Auch die Begegnung mit einem Minenarbeiter und dessen Frau waren ein prägender Moment für Guevara. Das Paar hatte seine Kinder zurückgelassen, war auf der Suche nach Arbeit und wollte gerade zu den Schwefelminen in den Bergen. Der Minenarbeiter war Kommunist, just aus dem Gefängnis entlassen, wo er wegen eines Streiks inhaftiert gewesen war. Für Guevara war dieses in der Kälte zitternde Paar, das sich umschlungen hielt, die lebendige Verkörperung des Proletariats der Welt. *Sie besaßen nicht einmal eine erbärmliche Decke, um sich zu wärmen, und so gaben wir ihnen eine von unseren, und in die andere hüllten Alberto und ich uns so gut es ging ein*, schrieb er in sein Tagebuch. Er habe kaum jemals so gefroren und sich zugleich kaum jemals wieder so verbunden gefühlt wie mit diesen ihm fremden Menschen.[3]

Es gab noch Mitgefühl in seinem Herzen, doch immer häufiger dachte Guevara darüber nach, die Antwort auf all die Übel der Welt in der *roten Flamme* zu suchen, *die über der Welt schien*. Doch auch wenn vor seinen Augen eine Flamme brannte, in und um Guevara wurde es dunkler. Es dauerte nicht mehr lange, bis es endgültig aus ihm herausbrach, und wieder war es eine Begegnung, die ihn einen Schritt weiterführte: Guevaras Mutter Celia war Atheistin und hat auch ihren Sohn entsprechend erzogen. Obwohl sie eine katholische Mädchenschule besuchte, zeigte sie ihr Leben lang eine Neigung für spirituelle Dinge. Auch eines der einschneidendsten und prägendsten Erlebnisse Guevaras wies einen „okkulten" Charakter auf. Das Aufeinandertreffen mit einem geheimnisvollen Mann veränderte ihn endgültig und glich einem dunklen Initiationsritus:

Es war Nacht und *wie Marmoradern durchzog das Sternenlicht den Himmel, und die Stille und die Kälte befreiten die Dunkelheit von allem Stofflichen*. Es schien für Guevara, als ob *alle feste Substanz sich im ätherischen Raum, der uns umgab, verflüchtigte, uns unserer Individualität beraubte und uns starr in die unermessliche Schwärze tauchte*. Das Gesicht des Geheimnisvollen, den er



Che Guevara bei einer Radioübertragung

nun auf seiner Reise traf, *verlor sich im Schatten, einzig das Funkeln seiner Augen und das Weiß seiner Vorderzähne traten hervor.* Guevara wusste in diesem Moment nicht, ob es die schaurig-schöne Atmosphäre der Nacht oder die Persönlichkeit des geheimnisvollen Mannes war, die ihn für die folgende Offenbarung empfänglich machte.[4]

Guevara lauschte dem Geheimnisvollen, während dieser ihm verkündete: *Die Zukunft gehört dem Volk, und es wird entweder nach und nach oder auf einen Schlag die Macht ergreifen, hier und auf der ganzen Welt. Leider aber muss es noch zivilisiert werden, und dies kann nur geschehen, nachdem es die Macht ergriffen hat, nicht vorher. Zivilisiert wird es erst, wenn es den Preis seiner Fehler kennt, der schweren Fehler, die viele Unschuldige das Leben kosten werden. Alle, die sich nicht anpassen können, werden im Sterben die Mächte verfluchen, die wir unter größten Opfern zu entfesseln geholfen haben. Die Revolution nimmt uns das Leben und macht sich für die Jugend, die nach uns kommt, sogar das zunutze, was sie beispielhaft an unseren Taten empfindet.* Der Geheimnisvolle gab sich als Marxist zu erkennen

Che Guevara mit Camilo Cienfuegos

und prophezeite Guevara: *Du wirst mit geballter Faust und zusammengebissenen Zähnen sterben, als Ausdruck deines Hasses und deines Kampfes.*[5]

Guevaras Berufung

Guevara hatte seinen Offenbarungsmoment, sein revolutionärer Weg schien nun klar vor ihm zu liegen: *Der Geist des Bienenvolks spricht durch deinen Mund und regt sich in deinen Taten; du bist ebenso nützlich wie ich, doch du kennst nicht den Nutzen deiner Hilfe für die Gesellschaft, die dich opfert.* Während er in das Gesicht des Geheimnisvollen sah, spürte er dessen Händedruck und *hörte wie ein fernes Murmeln den zeremoniellen Abschiedsgruß.* Die Nacht nahm ihn von Neuem gefangen und er *verschmolz mit ihrem Wesen.* Jetzt konnte Guevara mit Gewissheit sagen: *Ich werde mit dem Volk sein, und ich weiß, ich werde mit dem Geheul eines Besessenen die Barrikaden oder Schützengräben stürmen, meine Waffe in Blut tauchen und, rasend vor Wut, jeden Besiegten, der mir in die Hände fällt, niedermetzeln. Und ich sehe, wie ich, hingeopfert der jeden Willen gleichmachenden, echten Revolution,*

mit den beispielgebenden Worten „mea culpa“ auf den Lippen falle. Schon spannt sich mein Leib, bereit zur Schlacht, und ich mache mein Sein zu einem Tempel, damit in ihm mit neuen Erschütterungen und neuen Hoffnungen das Wolfsgeheul des siegreichen Proletariats widerhallt.[6]

Es klang wie ein Gelübde. Die Notizen, die dieses geheimnisvolle Aufeinandertreffen festhielten, wurden posthum von seiner Witwe veröffentlicht, obwohl Guevara sie bat, den Text nach seinem Tode zu vernichten. Lange bevor seine Freunde und Bekannten davon erfuhren, fand Guevara durch diese dunkle Erweckung endgültig seinen Weg zum Marxismus – ab jetzt gab es für ihn keinen Weg mehr zurück ins Licht. Von nun an sog er alles über den Marxismus auf und las weitere Werke von Marx, Engels und Lenin. Bald kam auch die Zeit, seinen neu gefundenen „Glauben“ auf die Probe zu stellen. Es drängte ihn nach Guatemala, wo die CIA gegen Jacobo Árbenz Guzmán putschte, der die *United Fruit Company* enteignen wollte. Seiner Tante schrieb Guevara: *Ich hatte die Gelegenheit, das Reich der United Fruit Company zu durchqueren, was mich erneut überzeugte, wie schrecklich diese kapitalistische Krake ist.* Vor einem Bild des *alten und betrauerten Genossen Stalin* schwor er, nicht eher zu ruhen, *bis diese kapitalistischen Kraken beseitigt sind.*[7]

Che Guevara bei einer Konferenz

Seinen Gedanken sollten Taten folgen. Als die ersten Bomben auf Guatemala-Stadt fielen, erlebte Che seine Feuertaufe. Bei dem *magischen Gefühl der Unverwundbarkeit*, das er empfand, als die Menschen durch die Straßen rannten, leckte er sich die Lippen. Die Gewalt faszinierte ihn. Vielleicht gab es noch Hoffnung für ihn und seine unzähligen Opfer, vielleicht kamen ihm auch Gedanken, aus dem Rebellenleben auszusteigen, als er seine Mutter von den Möglichkeiten in Guatemala wissen ließ: *In Guatemala könnte ich steinreich werden, wenn ich meinen Abschluss anerkennen lassen würde. Ich könnte eine Klinik eröffnen, mich auf Allergien spezialisieren.* Aber er war schon zu tief verstrickt in seinen vermeintlich vorgegebenen Weg: *Doch das wäre übelster Verrat an den beiden Ichs, die sich in meinem Inneren streiten: der Sozialist und der Reiselustige.*[8]

Was seine Mutter wohl empfunden haben mag, als sie wenige Monate später wieder einen Brief von ihm erhielt, mit den Worten: *Ich bin weder Christ noch Philanthrop, ich bin das Gegenteil eines Christen. Ich kämpfe mit allen mir zur Verfügung stehenden Waffen für die Dinge, an die ich glaube, und versuche, den anderen zur Strecke zu bringen.*[9] Hat die Atheistin in ihr gejubelt oder war die Sorge um ihr Kind und die Taten, die es mit dieser Einstellung begehen werde, doch größer? Vielleicht hatte auch bei ihr die Verblendung gesiegt. Guevara schien all das nicht zu kümmern. Er war sich gewiss, einer historischen Notwendigkeit zu folgen, und erhob sich zum Richter über seine Mitmenschen, die er von nun an in Freund und Feind einteilte. Wer nicht in dieses Raster passte, machte sich verdächtig. Schließlich war der Krieg sein Weg geworden. Er erwachte jeden Morgen mit der Bereitschaft, für dieses Ziel zu töten.

Guevaras Seele stumpfte ab. Seine Schilderungen über Exekutionen, die er persönlich durchgeführ-

te, deuten auf eine bemerkenswerte Unempfindlichkeit gegenüber Gewalt hin. Seine Brutalität brachte ihm den Ruf ein, Verletzungen der revolutionären Normen erbarmungslos zu ahnden. Hinrichtungen durch Erschießungskommandos sah er nicht nur als eine Notwendigkeit für das Volk, sondern auch als eine vom Volk auferlegte Verpflichtung an.

Immer wieder: neue Menschen

Che Guevara nach seiner Gefangennahme

Im Kampf der Revolution gab Guevara vor, eine neue Vorstellung vom Einzelnen zu erkennen. Auch er war einer, der die Zeit eines „neuen Menschen" heranziehen sah. Er war sich sicher, dass nun eine „heroische Phase" erreicht worden sei, als die Revolutionäre um die Aufgaben wetteiferten, welche *die größte Verantwortung und größten Gefahren mit sich brachten*. In der Haltung seiner Kämpfer wollte er den zukünftigen Menschen erkennen. Dieser entrichte regelmäßig seinen *Tribut an Opfern in dem Bewusstsein, durch die Genugtuung über die erfüllte Pflicht belohnt zu werden und gemeinsam dem neuen Menschen näher zu kommen, den man am Horizont gewahrt.*[10] In diesem Moment hatte die rote Ideologie ihr Werk an Guevara vollendet – von nun an funktionierte er losgelöst von allen Werten des Lebens. *Das Blut des Volkes ist unser heiligster Schatz, aber es muss vergossen werden, um in Zukunft weiteres Blutvergießen zu vermeiden*, verkündete er und reihte sich damit ein in die unsägliche Reihe der Utopisten, Totalitären und Massenmörder des vergangenen Jahrhunderts.[11]

Zwei Tage vor seinem Tod vermerkte Ernesto „Che" Guevara in seinem Tagebuch: *Wir, die restlichen 17, brachen bei spärlichem Mondschein auf. Der Marsch war sehr anstrengend, und wir hinterließen viele Spuren in der Schlucht, in der wir uns befanden.*[12] Spuren, die wohl sein Schicksal besiegelten. Es gibt verschiedene Aussagen zu den letzten Augenblicken Guevaras. Einige sagen, er habe sich am Boden gewunden und sich auf das Handgelenk gebissen, um nicht zu schreien, als eine tödliche Kugel ihn in die Brust traf und sich seine Lungen langsam mit Blut füllten.[13] In diesem Augenblick schien die Prophezeiung des geheimnisvollen Fremden, den er auf seiner Reise getroffen hatte, in Erfüllung zu gehen.

1 Anderson, Jon Lee: *Che. Die Biographie*, Berlin: Ullstein 2019, S. 20ff.
2 Ebd. S. 69
3 Ebd. S. 70ff..
4 Guevara, Ernesto Che: *The Motorcycle Diaries. Latinoamerica. Tagebuch einer Motorradreise 1951/52*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 153
5 Anderson: *Che*, S. 106
6 Guevara: *Motorcycle Diaries*, S. 154ff.
7 Anderson: *Che*, S. 108
8 Guevara, Ernesto Che: *Das magische Gefühl, unverwundbar zu sein. Das Tagebuch der Lateinamerika-Reise 1953 – 1956*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2003, S. 135
9 Anderson: *Che*. S. 160
10 Ebd. S. 557f.
11 Ebd. S. 455.
12 Guevara, Ernesto Che: *Bolivianisches Tagebuch*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008, S. 282.
13 Anderson: *Che*, S. 664.

Die Theorie des Partisanen

Von Eike Dohr

Als „Zwischenbemerkung“ für alle, „die der schwierigen Diskussion des Begriffs des Politischen bisher mit Aufmerksamkeit gefolgt sind“, stellt Carl Schmitt mit bemerkenswerter Bescheidenheit seine *Theorie des Partisanen* im Vorwort seines 1963 veröffentlichten Werkes vor. Weit über diesen Anspruch hinausgehend eröffnet sich dem Leser auf den folgenden Seiten jedoch eine vom Zeitgeist geprägte Ausdifferenzierung des Begriffs des Politischen, die einen weiten historischen Bogen spannt.

Als Ausgangspunkt dient dabei der Guerillakrieg des spanischen Volkes ab 1808, in welchem Schmitt ein vorbürgerliches, vorindustrielles und vorkonventionelles Volk einer modernen, aus den Erfahrungen der französischen Revolution hervorgegangenen, gut organisierten, regulären Armee gegenüberstehen sieht. Im Gegensatz zum europäischen Kriegsrecht jener Zeit, das noch bis in den Ersten Weltkrieg hinein auf der Vorstellung von einem gehegten kontinentalen Landkrieg basiert und klare Unterscheidungen von Krieg und Frieden, von Kombattanten und Nichtkombattanten und von Feind und Verbrecher vornimmt, erblickt Schmitt im Partisanen eine Figur, die, verglichen mit den souveränen Trägern des *ius belli,* eine Sonderstellung einnimmt. Diese beruht zunächst primär auf dessen militärischem Vorgehen, ohne Rücksicht auf den regulären, ritterlichen Krieg mit offenen Waffen und Duellcharakter, aber auch auf dessen immer größer werdender politischen Relevanz als Protagonist der weltpolitischen Bühne. Dort kommen ihm die Hegung und klare Begrenzung des Krieges nicht zugute, da er selbst, im Namen des gerechten Krieges, revolutionäre Klassen- oder Rassenfeindschaften entfesselt und keinen Unterschied zwischen Feind und Verbrecher macht.

Die vier charakteristischen Kennzeichen

Aus dem Bewusstsein des besonderen Charakters des Partisanen folgert Schmitt, dass nicht jeder Einzelgänger oder Nicht-Konformist als solcher bezeichnet werden kann. Es genügt nicht, als Individualist auf eigene Gefahr und eigene Rechnung für sich selbst zu kämpfen. Darum stellt er vier Anforderungen, um als Partisan zu gelten und Begriffsauflösungen in eine abstrakte Allgemeinheit zu verhindern:

Irregularität: Die Übertretung und Missachtung von Kriegs- und Kampfregeln hat es zu allen Zeiten der Menschheit gegeben, aber erst die umfassende moderne Regulierung im französischen Staat und in der französischen Armee durch Napoleon hat eine wirkliche Unterscheidung zwischen regulär und irregulär ermöglicht. Dabei bemisst sich der Grad der Irregularität indirekt proportional zur Kraft und Bedeutung des von Partisanen in Frage gestellten Regulären. Keineswegs sollte man aber der Versuchung erliegen, irregulär mit unorganisiert gleichzusetzen, denn es ist durchaus denkbar, dass eine revolutionäre Bewegung einer regulären Truppe in Fragen der Organisation überlegen ist. Die Irregularität des Partisanen bedeutet auch keineswegs dessen nationale oder internationale Isolation, denn er bleibt immer auf die Zusammenarbeit mit einer regulären Organisation angewiesen, woraus sich Sonderformen des Partisanentums, beispielsweise wenn eine keineswegs revolutionäre Regierung zur Verteidigung des nationalen Bodens gegen einen fremden Eroberer aufruft, ergeben.

Gesteigerte Mobilität: Eine Theorie des Partisanen war zunächst, solange der Partisan nur eine leichte Truppe im Sinne eines beweglichen Husaren oder eines Schützen war, nur aus kriegswissen-

Irregularität, gesteigerte Mobilität,
gesteigerte Intensität, tellurischer Charakter.

schaftlicher Perspektive formulierbar. Zur Schlüsselfigur der Weltgeschichte und einer weiteren Analyse zugänglich wurde er erst durch den revolutionären Krieg und der damit einhergehenden technischen Entwicklung. Zwar unterliegen grundsätzlich sämtliche charakteristischen Kennzeichen des Partisanentums dem Einfluss des technischen Fortschritts, am unmittelbarsten wirkt sich dieser jedoch auf die Art der Kriegsführung aus. Unter gesteigerter Mobilität fasst Schmitt daher militärische Tugenden wie Beweglichkeit, Schnelligkeit und die Fähigkeit des überraschenden Wechsels von Angriff und Rückzug zusammen, die sich Partisanen, einhergehend mit der fortschreitenden Technisierung und Motorisierung im 20. Jahrhundert, zu eigen machten.

Gesteigerte Intensität: Um den Partisanen von anderen Kämpfern oder gar gemeinen Räubern oder Gewaltverbrechern zu unterscheiden, stellt Schmitt auf das Merkmal der gesteigerten Intensität ab, womit er den politischen Charakter gewichtet und das Wort Partisan auf dessen ursprünglichen, vom Begriff „Partei“ abgeleiteten Sinn zurückführt. Dieser politische Charakter des Partisanen bewirkt zumeist auch eine besonders starke Bindung, insbesondere in revolutionären Zeiten, zu einer politisch tätigen Partei oder Gruppe, was mit dem Grundgedanken Schmitts, dass der Krieg, als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, seinen Sinn in der Feindschaft hat, einhergeht. Ob diese Feindschaft gehegt und geregelt werden kann oder nicht, also relative oder absolute Feindschaft ist, entscheidet jeder Kriegsführende selbst. Aus der Perspektive eines Partisanen kann der Kalte Krieg daher eine Ausdrucksform der wirklichen Feindschaft sein, die jedoch ohne offen gewaltsame Mittel auskommt. Um dem Ausbruch einer wirklichen Feindschaft standhalten zu können, darf bei Bemühungen um eine Hegung oder Begrenzung des Krieges deswegen nicht vergessen werden, dass der Sinn des Krieges erst von der Feindschaft gestiftet wird.

Tellurischer Charakter: Als letztes Merkmal bestimmt Schmitt den tellurischen Charakter und meint damit die grundsätzlich defensive Ausrichtung des Partisanen. Diese kann aber auch, zumindest teilweise, durch eine weltrevolutionäre oder eine technizistische Ideologie substituiert sein und mit einem dadurch geänderten Wesen des Partisanen einhergehen. Für jene Partisanen, die 1808 in Spanien kämpften, war es aber genauso klar wie für jene, die 1953 Fidel Castro folgten, dass die Verbindung mit dem Boden, mit der autochthonen Bevölkerung und der geographischen Eigenart des Landes, von Bedeutung ist. Der Partisan gewinnt aus diesem tellurischen Charakter unmittelbar Legitimität. Die jüngere Geschichte hat allerdings zunehmend Partisanen hervorgebracht, bei denen dieser Charakter schwächer ausgeprägt war und die sich darum, auf Kosten der Eigenständigkeit, mittelbar legitimieren mussten. Die grundsätzliche Defensive des Partisanen ist dabei einer aggressiven Stellung in globalen Konflikten gewichen. Gleichzeitig wurde er vom selbstständigen Akteur zum Werkzeug dritter Mächte. Ein solcher mächtiger Dritter sichert die notwendige Grundausstattung, von Waffen über Geld bis zu Medikamenten, aber vor allem jene Art politischer Anerkennung, die der irregulär kämpfende Partisan braucht, um nicht ins Unpolitische, also ins Kriminelle, abzusinken.

Die historische Entwicklung

In seiner Entwicklungsgeschichte des Partisanen zeichnet Schmitt die Entwicklung des Partisanen vom „defensiv-autochthonen Verteidiger der Heimat“ zum „weltaggressiven, revolutionären Aktivisten“ nach und beobachtet dabei das Verhältnis des

Die Partisanen, die von der kommunistischen Zentrale gesteuert waren, wurden zu Friedenskämpfern und ruhmreichen Helden; jene Partisanen, die sich dieser Steuerung entzogen, waren Feinde und anarchistisches Gesindel.

Partisanen zu seinen Gegnern vom „konventionellen“ über den „wirklichen“ zum „absoluten Feind“.

Die Entdeckung des Partisanentums: Den juristischen Ausgangspunkt bildet für Schmitt das vom Monarchen Friedrich Wilhelm III. persönlich unterzeichnete preußische Edikt über den Landsturm vom 21. April 1813, welches jeden Staatsbürger verpflichtete, sich dem eindringenden Feind mit Waffen aller Art zu widersetzen. Die besondere Bedeutung dieser Verordnung, die in dieser Form nur knapp drei Monate Bestand hatte, liegt darin, dass sie das erste offizielle Dokument einer Legitimierung des Partisanen zur nationalen Verteidigung ist. Schmitt spricht von einer Art „Magna Carta des Partisanentums“, in welcher der Widerstand zur Pflicht wird. Der Partisan blieb dadurch nicht länger eine Sache des einfachen Volkes, sondern wurde auch von den national gesinnten Berliner Vordenkern jener Zeit philosophisch entdeckt. Aus dem Partisanen, der im spanischen Guerillakrieg gegen Napoleon oder im Tiroler Aufstand von 1809 als Teil einer von religiösem Eifer getragenen, autochthonen Bewegung kämpfte, entwickelte sich so der Partisan zur „Figur des Weltgeistes“ von historischem Rang.

Ein russischer Dorfpriester erhält die Medaille „Partisan des Vaterländischen Krieges“

Das Ende des gehegten Krieges: Der Begriff des Politischen im 18. und 19. Jahrhundert gründete auf dem Staatsbegriff des europäischen Völkerrechts, welches den Krieg zum gehegten, reinen Staatenkrieg machte. Einhergehend mit der Beseitigung dieser Hegungen im 20. Jahrhundert durch den revolutionären Parteienkrieg entwickelte sich auch der Partisan weiter. Zur Veranschaulichung beruft sich Schmitt auf Wladimir Iljitsch Lenin, der genau zwischen Krieg („Woina“) und Spiel („Igra“) unterschied. Unter Spiel verstand er den nach allgemein gültigen Regeln verlaufenden gehegten Krieg des klassischen europäischen Völkerrechts, der einen starken Duellcharakter hatte und jeder Kriegspartei die Satisfaktionsfähigkeit zugestand. Krieg hingegen bedeutete für ihn die absolute Feindschaft. Als Leistung Lenins anerkennt er dabei, dass dieser den Partisanen als eine wichtige Figur des nationalen und des internationalen Bürgerkrieges begriff und ihn in ein wirksames Instrument der zentralen kommunistischen Parteileitung verwandelte. Die Partisanen, die von der kommunistischen Zentrale gesteuert waren, wurden zu Friedenskämpfern und ruhmreichen Helden; jene Partisanen, die sich dieser Steuerung entzogen, waren Feinde und anarchistisches Gesindel.

Die Intensivierung der Feindschaft: Einen weiterentwickelten Zugang zum Partisanentum fand Josef Stalin, indem er bewusst auf Partisanenkämpfer hinter den feindlichen Linien setzte und in der philosophischen Betrachtung den tellurischen Charakter enger mit der Klassenfeindschaft des internationalen Kommunismus verwob. In der Praxis setzte jedoch insbesondere Mao Tse-tung auf die tellurischen Eigenschaften des Partisanen. Während die russischen Bolschewisten vom nationalen Standpunkt her eine Minderheit unter Führung einer zum großen Teil

Der Partisan kommuniziert inzwischen auch nicht mehr nur mit der unmittelbar vom Krieg betroffenen autochthonen Bevölkerung, sondern global über die neuen Medien mit der Weltbevölkerung.

immigrierten Theoretikergruppe waren, kämpften Maos Kommunisten zwei Jahrzehnte lang auf chinesischem Boden in einem Partisanenkrieg gegen nationale Gegner und entwickelten so ein neues Verständnis des telluri-schen Charakters. Parallel zur im Bürgerkrieg erwachsenen inneren Feindschaft hegten sie die Rassenfeindschaft gegen den weißen, kolonialen Ausbeuter, die Klassenfeindschaft gegen die kapitalistische Bourgeoisie und die nationale Feindschaft gegen den japanischen Eindringling. Diese vielschichtigen Feindschaften führten aber nicht zu einer Hemmung oder Relativierung, sondern bestätigten sich vielmehr gegenseitig und intensivierten die Lage.

General Raoul Salan and Prinz Savang in der laotischen Hauptstadt Luang Prabang

Der Soldat wird Partisan: Mitte des 20. Jahrhunderts kam es zu einem weiteren Entwicklungsschritt: Der regulär kämpfende Soldat fand sich dauerhaft in Kriegen mit revolutionär und irregulär kämpfenden Feinden wieder. Schmitt erklärt am Beispiel von Raoul Salan, einem französischen General, der in zwei Weltkriegen, dem Indochinakrieg und dem Algerienkrieg für Frankreich kämpfte, was es bedeutet, der unerbittlichen Logik des Partisanenkrieges zu erliegen. Salan gründete 1961 die Organisation d'Armée Secrète (OAS), um für die territoriale Souveränität Frankreichs über Algerien zu kämpfen. Als der Offiziersputsch am 25. April 1961 zusammenbrach, versuchte die OAS mit planmäßigen Terroraktionen, sowohl gegen den algerischen Feind wie gegen die Zivilbevölkerung in Algier und in Frankreich selbst, gezielt Partisanenmethoden einzusetzen. Schmitt bezeichnet Salan daher als „symptomatische Erscheinung" des Partisanentums, da er, um Partisanen zu bekämpfen, selbst zum Partisan wurde und sich schlussendlich sogar gegen seine eigene Regierung richtete.

Fazit

Gegenwärtig spielt der Partisan weltweit in Kriegen noch immer eine gewichtige Rolle. Am Beispiel der Peschmerga im Bürgerkrieg Syriens zeigt sich, dass die Frage der Legitimierung – einerseits als autochthoner und in seinem Wesen defensiver Widerstandskämpfer, andererseits durch die Unterstützung interessierter Mächte um den Preis der Fremdbestimmung – noch immer aktuell ist. Zwar wird die Bindung des Partisanen an Dritte stärker, gleichzeitig erscheint es aber, als wären es eben diese Dritten, die den Kontakt zum Partisanen suchen und nicht umgekehrt. Der Partisan kommuniziert inzwischen auch nicht mehr nur mit der unmittelbar vom Krieg betroffenen autochthonen Bevölkerung, sondern global über die neuen Medien mit der Weltbevölkerung. Dieser durch den technischen Fortschritt entstandene digitale Raum ermöglicht aber nicht nur direkte Kommunikation, sondern bietet durch dessen zunehmende Regulierung Platz für Akteure, die auch dort irregulär und mit höchster Intensität agieren. Es scheint, als wäre die Geschichte der Partisanen noch nicht zu Ende erzählt und Carl Schmitts Theorie des Partisanen bliebe lebendig.

Lukas Mitteregger

Feind im Hinterland

Der Partisanenkampf im Zweiten Weltkrieg und in Vietnam

Als Partisan wird der bewaffnete irreguläre Kämpfer einer Konfliktpartei bezeichnet. Der Begriff leitet sich vom italienischen Wort „Partigiano“ ab, was so viel wie „Parteigänger“ heißt. Partisanen sind kein Phänomen des 20. Jahrhunderts allein. Auch in vorherigen Konflikten gab es schon Truppen, die sich in der Art ihrer Kampfesführung kaum vom heute in unserer Gesellschaft vorherrschenden Bild des Partisanen unterschieden.

Eine größere Bedeutung gewann diese Art der Kriegsführung aber erst durch die Besetzung weiter Teile Europas durch deutsche Truppen während des Zweiten Weltkrieges: Durch die Niederlage ihrer Armeen oder – wie im Falle der Sowjetunion – das anfangs schnelle Vorrücken der feindlichen Truppen, sahen sich die Kämpfer gezwungen, in konspirativ agierenden Gruppen den Kampf gegen die Besatzungsmacht auf diese Weise weiterzuführen. Als die deutsche Wehrmacht im Zuge des *Unternehmen Barbarossa* in ihrer gewohnten Blitzkriegsstrategie schnell Geländegewinne verzeichnen konnte, wurde sie in manchen Regionen der Sowjetunion anfangs als Befreier gefeiert, so zum Beispiel in der Ukraine und im Baltikum. Im Zuge des schnellen Vorrückens bildeten einige versprengte Rotarmisten im rückwärtigen Gebiet der Front erste Widerstandszellen, die im Zuge der Rassenpolitik und dem zunehmend brutaler werdenden Vorgehen der deutschen Besatzer immer mehr Zuflucht bei der dort ansässigen Zivilbevölkerung finden konnten.

Nachdem es der sowjetischen Führung gelungen war, die Front zu stabilisieren, wurde im Mai 1942 der Zentrale Stab der sowjetischen Partisanenbewegung gebildet, dessen Aufgabe darin bestand, die Kämpfer in den rückwärtigen besetzten Gebieten sowohl logistisch zu unterstützen als auch weltanschaulich zu indoktrinieren. Die Versorgung und Unterstützung der Kampfgruppen mit Waffen, Funkausrüstung und Politoffizieren fand dabei meistens aus der Luft statt. Hauptziele der Partisanen waren die Störung der Nachschubrouten, die Bindung von deutschen Einheiten im rückwärtigen Gebiet, die Aufklärung des rückwärtigen Gebietes für bevorstehende Offensiven, sowie das Einsickern von Agenten in von deutschen Truppen besetztes Territorium.

Von deutscher Seite wurde darauf mit der Aufstellung von sogenannten „Bandenkampfeinheiten“ reagiert, die durch Kollaborateure unterstützt wurden. Diese Einheiten wurden in Gebiete mit vermeintlicher oder tatsächlicher Partisanenaktivität geschickt, die von ihnen systematisch durchkämmt worden. Bei Verdacht oder Beweis auf Unterstützung von Partisanen durch die Bevölkerung wurde diese entweder ermordet oder zur Zwangsarbeit gezwungen. Wenn man als Beispiel die SS Sturmbrigade Dirlewanger heranzieht, die bis Dezember 1943 rund 15.000 getötete „Banditen“, 1.100 erbeutete Waffen und rund 90 Verluste zu verzeichnen hatte, so kann man feststellen, dass sich die Aktionen der Sturmbrigade vor allem gegen die Zivilbevölkerung und weniger gegen bewaffnete Gruppen richtete.

Durch diese Spirale der Gewalt kam es im Zuge des Krieges zur Entvölkerung ganzer Landstri-

Man kämpfte in einem Land, dessen Bevölkerung durch jede Aktion der Besatzungstruppen immer mehr Sympathien für die Partisanen entwickelte.

che – was sicherlich im Sinne der NS-Führung lag, da Reichsführer-SS Heinrich Himmler in einer Rede bereits vor Beginn des *Unternehmen Barbarossa* die Forderung aufgestellt hatte, dass der Zweck des Feldzuges gegen die Sowjetunion die Vernichtung von rund Dreißig Millionen Slawen sei. Bedingt durch diese Ausrottungs- und Umsiedlungspolitik schlossen sich immer mehr Menschen den Partisanen an, sodass ihre Kampfkraft von anfangs einigen versprengten Rotarmisten auf schlussendlich rund eine Viertelmillion Kämpfer anwuchs, die in der Lage waren, die deutschen Truppen empfindlich in ihren Nachschubbewegungen zu behindern und immer mehr Einheiten hinter der Front zu binden. So gelang es Partisanenverbänden im rückwärtigen Gebiet der Heeresgruppe Mitte, vor Beginn der sowjetischen *Operation Bagration* im Juni 1944 durch die Sprengung von Eisenbahnlinien die deutsche Nachschubzufuhr für rund 48 Stunden vollständig zu unterbrechen, was sicherlich bedeutenden Anteil an der durch die *Operation Bagration* erfolgten Zerschlagung der Heeresgruppe Mitte hatte.

Exekution von Widerstandskämpfern, 1941

Partisanenkampf in Indochina

Bedingt durch die Erfolge sowjetischer und jugoslawischer Partisanen am europäischen Kriegsschauplatz und chinesischer, vietnamesischer und koreanischer Partisanen an der pazifischen Front, wurde in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge der Entkolonialisierung in bewaffneten Konflikten immer wieder auf diese Art der Kriegsführung zurückgegriffen. So sahen sich französische Truppen im Ersten Indochina-Krieg ähnlichen Schwierigkeiten wie einst die deutsche Wehrmacht gegenüber: Man kämpfte in einem Land, dessen Bevölkerung durch jede Aktion der Besatzungstruppen immer mehr Sympathien für die Partisanen entwickelte.

Gerade Ho Chi Minh verstand es wie nur wenige andere, diese Art der Kriegsführung für sein Ziel, die Unabhängigkeit Vietnams, einzusetzen. Geprägt durch den Kampf gegen die japanische Besatzung und die Enttäuschung darüber, dass Vietnam nach Ende des Krieges nicht wie erhofft seine Unabhängigkeit von Frankreich erhalten hatte, entschloss er sich wieder für den bewaffneten Kampf. Unter dem Oberbefehl von Võ Nguyên Giáp wurden Kämpfer ausgehoben und rekrutiert, die in drei voneinander getrennten Truppenorganisationen zusammengefasst wurden. Die unterste Ebene bildeten Bauern und Arbeiter, die in der näheren Umgebung ihres Wohnortes Guerillia-Aktionen gegen Versorgungseinrichtungen sowie Sabotage und Feindaufklärung betrieben. Gestützt auf diese Partisanen wurden auf den zwei darüberliegenden Ebenen regional organisierte Soldaten, welche die Guerillias eng unterstützten, sowie leichte Infanterie, die ihre Befehle direkt vom Generalstab erhielt und ihr Einsatzgebiet in ganz Indochina hatte, aufgestellt. Verfügten die

Vietcong-Kämpfer beim überqueren eines Flusses, 1966

Viet Minh im Jahre 1945 über rund 31.000 Soldaten, konnte diese Zahl im Laufe des Krieges erheblich ausgebaut werden, sodass sich 1954 rund 161.000 reguläre Soldaten, 68.000 Regionaltruppen und 110.000 Guerillas im Kampf gegen die französische Besatzung den Truppen Ho Chi Minh´s angeschlossen hatten.

Durch den Sieg Maos im chinesischen Bürgerkrieg erhielten die Vietnamesen ab 1949 auch Waffenlieferungen aus der Volksrepublik China, während Frankreich ab dieser Zeit Materiallieferungen aus US-Beständen bekam. Während die Franzosen ihre Verwaltungsstrukturen nur noch in den Städten wirklich aufrechterhalten konnten, bauten die *Viet Minh* im Laufe des Krieges eine eigene Staatsorganisation auf. Durch diese Strukturen gelang es, sowohl den Nachschub aufrechtzuerhalten, als auch die Bevölkerung an sich zu binden. Gestärkt durch die Militärhilfe der Volksrepublik China versuchten die *Viet Minh* schließlich 1951 mit regulären Truppen in das Hanoi-Delta einzumarschieren, konnten dort allerdings von den französischen Truppen zurückgeschlagen werden. Bedingt durch diese Niederlage konzentrierte man sich wieder auf Partisanenaktionen in einem Abnutzungskrieg. Auch in den Folgejahren kam es immer wieder zu Versuchen, die Franzosen in einer offenen Feldschlacht zu besiegen, und damit zu Niederlagen der *Viet Minh*.

Erst um 1954 kam die Wende. Bei der Schlacht um Diên Biên Phú gelang es den *Viet Minh* erstmals, den Franzosen eine vernichtende Niederlage zuzufügen. Dies glückte ihnen dadurch, dass sie unbemerkt von der französischen Aufklärung schwere Artillerie durch unwegsames Gelände in die Schussweite des Stützpunktes Diên Biên Phú brachten und die Franzosen von jeglicher Versorgung abschnitten. Durch den Einsatz von französischen Fallschirmjägern wurde zwar ein Entlastungsangriff durchgeführt, allerdings konnte die Niederlage nicht mehr abgewendet werden. Als Folge dessen wurde Süd-

US-Truppen brennen eine Vietcong-Basis nieder, 1968

ostasien, darunter auch Vietnam, auf der Indochinakonferenz von den Franzosen in die Unabhängigkeit entlassen und ähnlich wie Korea zuvor in zwei Teile aufgeteilt: einen kommunistischen Norden und einen unter Einfluss des Westens stehenden Südens.

Stellvertreterkrieg der Weltmächte

Vor allem die USA befürchteten durch diesen neu entstandenen kommunistischen Staat einen Domino-Effekt, der auf ganz Südostasien übergreifen könnte, und begannen aus diesen Überlegungen heraus den Süden wirtschaftlich und militärisch zu unterstützen. Bedingt durch Fluchtbewegungen aus Nord- nach Südvietnam und durch immer offensichtlichere diktatorische Züge der südvietnamesischen Regierung, kam es ab 1956 durch im Süden zurückgebliebene *Viet Minh* zur Bildung einer neuen Guerillabewegung, die ab 1959 durch aus dem Norden über den später sogenannten Ho-Chi-Minh-Pfad einsickernde Partisanen unterstützt wurde und gegen die Vertreter des Regimes Aktionen durchführte. Aufgrund dieser Attentate und der dadurch ausgelösten Repressionen, die sich langsam aber sicher zu einem Bürgerkrieg hochschaukelten, sahen sich die Vereinigten Staaten gezwungen, Militärberater nach Südvietnam zu entsenden. Zusammen mit anderen oppositionellen Gruppierungen gründeten die *Viet Minh* nun die *Nationale Front für die Befreiung Südvietnams (NFL)*, dessen militärischer Arm der *Vietcong* war.

Der Süden versuchte die Infiltration der Bevölkerung dadurch zu verhindern, dass er die Landbevölkerung in sogenannte „Wehrdörfer“ umsiedelte. Dies stieß allerdings auf wenig Gegenliebe, da dadurch die Bevölkerung aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wurde. Es kam dazu, dass gerade diese Wehrdörfer oft zum *Vietcong* überliefen. Durch die Umsiedelungspolitik und die Unfähigkeit der Südvietnamesischen Armee (ARVN), selbst

Der Partisanenkrieg wurde von Guevara als Mittel der Wahl angesehen, um ein politisches Ziel zu erreichen, und dabei als Volkskrieg begriffen – als Massenkampf, an dessen Spitze der Partisan als Avantgarde seines Volkes steht, gestützt von der Bauern- und Arbeiterklasse hinter ihm.

kleinere Gruppen des *Vietcongs* im Feld zu besiegen, stieg der Druck auf die USA, immer mehr Truppen nach Vietnam zu entsenden. Präsident Kennedy wollte zwar bis 1965 die US-Militärberater abziehen, doch das genaue Gegenteil war der Fall. Die Amerikaner sahen sich nun dem gleichen Problem wie einst die Franzosen gegenübergestellt: einem Feind, der jede offene Feldschlacht so lange wie möglich vermeidet, aus dem Hinterhalt angreift und das Land und seine Bevölkerung langsam aber sicher für sich gewinnt.

Durch den Ho-Chi-Minh-Pfad ständig mit Material und neuen Kräften aus dem Norden unterstützt und geschützt durch Rückzugsmöglichkeiten in den Dschungel oder in eigens angelegte Tunnelsysteme, um den *Search- and-Destroy*-Missionen der Amerikaner zu entgehen, griffen die Vietnamesen immer wieder Patrouillen oder Stützpunkte an. Selbst die Luftüberlegenheit der Amerikaner konnte mit der Lieferung neuester schultergestützter Flugabwehrraketen vom Typ *Strela* effektiv bekämpft werden. Durch diese Art der Kriegsführung wurden immer mehr „GIs“ nach Vietnam beordert – trotzdem rückte ein militärischer Sieg von Jahr zu Jahr immer weiter in die Ferne, während der Unmut in den USA über den Krieg immer mehr zunahm. Schlussendlich entschieden sich die USA für eine „Vietnamisierung“ des Konfliktes, zogen kontinuierlich ihre Truppen ab und überließen der ARVN, selbst den *Vietcong* zu schlagen. Die ARVN sah sich schnell in die Defensive gedrängt und verlor durch Korruption und Repressionen immer mehr den schon zuvor kaum vorhandenen Rückhalt.

Zurück zu Che Guevara

Beide Konflikte, der Zweite Weltkrieg wie der Vietnam-Krieg, sind Musterbeispiele für die durchaus schlacht- bis kriegsentscheidende Rolle, die dem Partisanen zukommen kann. In diese heroische Ära des Partisanentums fällt auch die Kampfzeit Che Guevaras. Seinen Blickpunkt hat er in seiner Schrift *Der Partisanenkrieg* veröffentlicht. Guevara sieht den Partisanenkampf als Art der Kriegsführung, die in der Geschichte immer wieder und unter verschiedensten Bedingungen zur Erreichung unterschiedlichster Ziele angewandt wurde. In den postkolonialen Kriegen in Asien, Afrika und Amerika sei der Partisan stets an vorderster Front gestanden, wenn es darum ging, die Macht zu erringen im Kampf gegen feudale, neokoloniale oder koloniale Ausbeutung.

Der Partisanenkrieg wurde von Guevara als Mittel der Wahl angesehen, um ein politisches Ziel zu erreichen, und dabei als Volkskrieg begriffen – als Massenkampf, an dessen Spitze der Partisan als Avantgarde seines Volkes steht, gestützt von der Bauern- und Arbeiterklasse hinter ihm.

Rache für den toten Gott

Von Norbert Nemeth

Am 8. Oktober 1967 wurde Che Guevara in La Higuera, einem Dorf in den bolivianischen Anden, von Regierungstruppen gefangengenommen und tags darauf exekutiert. Maßgeblich beteiligt an dieser erfolgreichen Jagd war der bolivianische Geheimdienstoffizier Roberto Quintanilla Pereira. Guevaras Nachfolger als ELN-Anführer wurde Inti Peredo, einer der wenigen Überlebenden von La Higuera. Er erlitt am 9. September 1969 das gleiche Schicksal wie sein Idol: In La Paz gerät er in einen von Quintanilla Pereira gelegten Hinterhalt und wird von einem Maschinengewehrhagel durchsiebt.

Beide Taten zeichnen sich durch die besondere Brutalität Pereiras aus. Besonders, dass er dem exekutierten Guevara die Hände amputieren ließ, sorgte für Empörung – und begründete den „Mythos Che“ maßgeblich mit. Auch vor dem Leichnam Inti Peredos posierte Quintanilla: mit einer rauchenden Zigarette in der Hand, die Asche auf den Toten kippend. Wovon allerdings kaum einer weiß, ist die Tatsache, dass beide, Guevara wie Peredo, gerächt wurden – und zwar von einer Frau, von einer auffallend attraktiven noch dazu: Monika Ertl.

Monika Ertl war die Tochter des Kameramannes Leni Riefenstahls, Hans Ertl. In jungen Jahren bereiste die vife Bayerin mit ihrem Vater die Welt, assistierte ihm beim Drehen von Dokumentarfilmen. Nach dem Krieg zog es die Familie nach Südamerika, wo Monika Ertl im Alter von einundzwanzig Jahren einen Diplom-Ingenieur für Verfahrenstechnik heiratet. Ihr Gatte ist Mitglied der Burschenschaft Araucania. Doch die Ehe scheitert bald, woraufhin die junge Frau nach und nach in das Milieu der ELN kippt.

Als Che Guevara 1967 stirbt, ist sie dreißig Jahre alt. Letztlich lässt sie sich 1968/69 scheiden und baut das Anwesen ihres Vaters zu einem ELN-Stützpunkt um. Dort lernt sie Inti Peredo kennen – und lieben. Als auch er durch die Hand Roberto Quintanilla Pereiras fällt, trifft diesen die Feme der übriggebliebenen ELN-Kämpfer. Monika Ertl entschließt sich zur Rache. Frei nach dem Kampfruf der Guerilleros „Sieg oder Tod!“ reist Imilla, wie ihr Kampfname lautet, 1971 nach Hamburg. Dorthin haben die Bolivianer Pereira, für den es in Bolivien endgültig „zu heiß“ geworden war, versetzt. Der Geheimdienstoffizier ist an der Elbe als Generalkonsul tätig.

In dieses Konsulat begibt sich Monika Ertl am 1. April 1971. Unter einem Vorwand wird sie zu ihm vorgelassen, spricht kurz mit dem Verhassten, dann schießt sie ihm dreimal in die Brust. Quintanilla ist sofort tot. Auch Monika Ertls Ende ist mit dieser Tat besiegelt. Obgleich es ihr gelingt, vom Tatort spurlos zu verschwinden, wird sie am 12. Mai 1973 von bolivianischen Sicherheitskräften in La Paz

Ja, Du hast mich gelehrt, dass der Mensch Gott ist,
und jener, der dort zu deiner Linken ist auf Golgatha –
der üble Räuber – auch er ist ein Gott.

erschossen. Jürgen Schreiber beschreibt in seinem sehr lesenswerten Buch *Sie starb wie Che Guevara – Die Geschichte der Monika Ertl* ihre schicksalhafte Tat wie folgt:

„Guerilleros sind darauf geeicht, sich beim Schießen dem mechanischen Impuls zu überlassen. Sie ist eine Guerillera. Die Konditionierung hilft heute nicht gegen die Atemnot. (...) Die Leichtwaffe in der Tasche wiegt zentnerschwer. (...) Ein Mann, eine Frau. Er dunkel, sie hell. Beim Duell ohne Worte sehen sie bis auf den Grund ihrer Augen. Sie sehen Che. Sie sehen seine Hinrichtung durch das Militär. (...) vielleicht realisiert er ein metallischen Klicken, das einmündet in den Schuss. (...) Drei Treffer bohren sich in seine rechte Brust, stanzen ein „V" wie Victory in die Haut, als wolle die Frau ihn brandmarken."

Die Waffe für ihr Attentat, einen *Colt Cobra 38-Spezial* erhielt Monika Ertl übrigens vom italienischen Milliardär und Verleger Giangiacomo Feltrinelli. Der Sproß einer österreichisch-italienischen Industriellenfamilie war aus einer der reichsten Familien Italiens in das kommunistisch-terroristische Milieu gekippt. Er verunglückte schließlich am 14. März 1972 beim Versuch, in Mailand einen Hochspannungsmast zu sprengen.

Monika Ertl mit ihrem Vater bei Dreharbeiten zum Amazonas-Expeditionsfilm „Hito-Hito"

Was von Monika Ertl bleibt, ist ein Rowolth-Bändchen Nr. 1154 mit Guevaras Aufsätzen und Reden. Auf der ersten Seite befindet sich ein handschriftliches Gedicht, das Monika Ertl Che Guevara (dem sie persönlich nie begegnet ist) widmete: *„Ja, Du hast mich gelehrt, dass der Mensch Gott ist, und jener, der dort zu deiner Linken ist auf Golgatha – der üble Räuber – auch er ist ein Gott."*

Der Räuber, der wie Gott ist – möglicherweise ist das der entscheidende Punkt in der ganzen Geschichte. Che Guevaras Leichenbilder haben eine unübersehbare Ähnlichkeit mit jenen des toten Jesus Christus, beziehungsweise wurde aus ihnen eine eigene linke Ikonographie geschaffen. Der Vorgang erinnert an das Bild Davids vom erdolchten Jean Paul Marat, das zur Pietà Michelangelos kongruent ist (wie im letzten *Attersee Report* ausgeführt wurde).

Demnach wäre das Wesen der Guerilleros nicht nur gewesen, zu Lebzeiten eine gottlose kommunistische Gesellschaft errichten zu wollen, sondern über den Tod hinaus darauf hinzuarbeiten. Wer eine solche Gesellschaft erkämpfen will, braucht zumindest einen Ersatzheiland. Guevara ist daher ein sehr gutes Beispiel für den – die Generationen übergreifenden – Charakter der permanenten Revolution.

Götzendämmerung

Von Siegfried Waschnig

Götzen reißen ihre Jünger in den Abgrund. Wer sie anbetet, dem versprechen sie Ruhm und Reichtum, doch bleibt zuletzt nur die Finsternis. Auch Ernesto „Che“ Guevara ist zum Götzen geworden. Seine Dämonen sind uns gegenwärtig wie eh und je.

Gleich welchem Ziel sie sich verschreiben, ähneln sich Utopisten und Totalitäre alle in ihrem Habitus. Die einen schreien nach der Klasse, die anderen träumen von der schrankenlosen Gesellschaft. Alle legen sie ihre Hoffnung in *die Zukunft*. Dort scheint es begraben, das große Ziel, die Lösung aller Probleme – und wartet nur darauf, gehoben zu werden.

Weil das Ideal *der Zukunft* in so weiter Ferne liegt, so viel an Interpretationsspielraum bereithält und nicht wirklich greifbar ist, ist es eine riesige Projektionsfläche, eine Leinwand der guten Hoffnungen. Die illusionären Versprechungen *der Zukunft* ziehen die Glücksritter an und halten in Wirklichkeit genauso wenig Hoffnung und Geborgenheit für sie bereit, wie das Fliegenfallenlicht den betrogenen Insekten Wärme spendet.

Je bunter und weiter die Hoffnung in *die Zukunft* projiziert wird, desto trister erscheinen Alltag und Gegenwart denjenigen, die sich ihnen nicht gewappnet fühlen. Und was gibt es Schöneres für hoffnungslose Existenzen, als dem „neuen Menschen“ Geburtshelfer zu sein, Hebammen der schönen neuen Welt? Auch Che Guevara wollte einen neuen Menschen, eine schönere und neuere Welt. Bei jeder Kugel, bei jeder Exekution, war er der Überzeugung, Gutes zu tun. Durch die rote Flamme sollte alles brennen, was nicht in das Konzept *der Zukunft* passte.

So scheint auch heute den besonders bunten Menschen eine chaotische Welt erstrebenswert. Noch brennt sie nicht, doch das Streichholz ist angelegt. Und wieder sind es fantastische Vorstellungen, wie die Welt zu sein habe, wieder sind es Aggressivität, Starrsinn und Skrupellosigkeit, mit der eine wärmere, eine gerechtere Welt geschaffen werden soll. Zuerst das Chaos, dann die Ordnung und nur der Blick nach vorne – in *die Zukunft*. Denn dort wird alles gut (gemacht).

Bei all dem In-die-Ferne-Schweifen wird sie nicht gesehen: die Gegenwart. Von den Utopisten und Totalitären wird sie nicht gemocht, ja, verabscheut. Gegenwart bedeutet immer ein Auseinandersetzen mit den Dingen, wie sie sind (und das kann auch schmerzhaft sein). Es bedeutet, sich zu beschäftigen mit den Herausforderungen des Tages. Es bedeutet, sich der Realität zu stellen. Doch die Arbeit mit der Realität bedeutet eben manchmal auch, sich mit kleineren, aber dafür realistischeren Schritten einem Ideal anzunähern. Gleichzeitig heißt das auch, alle, die in dieser Realität mit eingeschlossen sind, mitzunehmen auf den gewünschten Weg.

Das unterscheidet eine realistische Herangehensweise an Herausforderungen von einer utopistischen bzw. totalitären Betrachtung der Welt. Ernesto „Che“ Guevara ging ein in die dunkle Geschichte von Tod und Elend. Sein Werdegang zeigt, zu welchen Taten sich Menschen hinreißen lassen können, wenn sie sich an leere Versprechungen klammern. Che ist Geschichte – die Geister, die ihn riefen, gehen aber noch immer um in unserer Welt.

Österreich

Ernesto „Che“ Guevara im Jahr 1963

Revolutionär, Massenmörder, Sexsymbol

Von Julian Schernthaner

Wir schreiben den 9. Oktober 2008. Es ist ein trüber Herbsttag. Michael Häupl, seines Zeichens Wiener Bürgermeister, lässt im Beisein des roten Sozialministers Erwin Buchinger ein Denkmal im Wiener Donaupark enthüllen. Es ist nicht irgendein Denkmal, sondern die erste Büste zugunsten des kubanischen Revolutionärs Ernesto „Che“ Guevara in einer europäischen Stadt.

Was sich wie eine Mischung aus altlinker Romantik und typisch österreichischer Gedenkkultur anhört, ist in den Nullerjahren nicht nur in der Alpenrepublik ein ganz normales popkulturelles Statement. Wer sich links der Mitte verortet und sich zu jugendlicher Rebellion bekennt, hortet ein ganzes Arsenal an roten Hemden mit dem lateinamerikanischen Umstürzler als Schattenbild. Dieser scheinbar unwahrscheinliche Heldenkult ist zu dieser Zeit so durchdringend, dass sogar das politische Gegenüber nachzieht, um sich jugendlich zu geben. Denn im Wahlkampf der zu diesem Zeitpunkt gerade geschlagenen Nationalratswahl setzt auch der junge, damalige FPÖ-Parteichef Heinz-Christian Strache voll auf diese Bildsprache. Bereits zum

zweiten Mal rappt er über Tagespolitik: „Viva HC, Adios Che, Sozialrebell mit Herz und Schmäh!“ tönt der Gassenhauer über die Hauptplätze der Republik. Was im Kleiderschrank des Jungpatrioten von Welt nicht fehlen darf: ein weißes Leiberl, von dem einem der „StraCHE“ in Guevara-Ästhetik entgegenlächelt.

Massenmörder und Pop-Ikone

Beschaut man die großbürgerliche Herkunft des aus Argentinien stammenden Che Guevara, ließ jedenfalls wenig auf eine Karriere als Arbeiterheld und marxistischer Revolutionär schließen. Es war aber gerade dieser behütete Hintergrund, der ihm bereits während seines Medizinstudiums Reisen in aller Herren Länder ermöglichte. Überall wo er hinkam, klagte er die herrschenden Zustände an; wirtschaftliche Ungleichheit und soziale Ungerechtigkeit in weiten Teilen Lateinamerikas empörten ihn.

Über Kontakte seiner ersten Frau engagierte sich Guevara erstmals politisch. Im Jahr 1955 traf er in Mexiko auf Fidel Castro und schloss sich dessen paramilitärischer „Bewegung des 26. Juli“ an. In Castros Gefolge beteiligte er sich drei Jahre lang an Guerilla-Kämpfen gegen den autoritär herrschenden Präsidenten Fulgencio Batista, die letztlich 1959 mit dem Sieg der Revolutionäre enden. Guevara wurde Industrieminister und Leiter der Zentralbank. Als Vertreter des linken Flügels des Aufstandes wünschte er einen schnellen Übergang zum Sozialismus. Jeder zehnte Kubaner – vor allem die konservative Oberschicht – verließ das Land.

Die planwirtschaftlich orientierte Wirtschaftspolitik Guevaras wurde zum Rohrkrepierer – ähnlich wie bei seinem großen Vorbild China, dessen „Großer Sprung nach vorn“ in einer Hungersnot mit Millionen Toten endete. Auf Kuba kam es zu Missernten und Rückgängen der landwirtschaftlichen Produktion. Guevaras Mängel in der Sachpolitik wurden offensichtlich. Ein US-Handelsembargo tat das Übrige. Zusehends geriet er mit dem weitaus pragmatischeren Castro in Konflikt. Er reiste in afrikanische und asiatische Länder – und trat nach seiner Rückkehr nach Kuba von allen Ämtern zurück. Ausgerechnet als Geschäftsmann verkleidet verließ er das Land, um mit einigen anderen alten Kämpfern Rebellen im Kongo zu unterstützen, sowie in weiterer Folge auch in Angola und in Bolivien, wo er mit seiner Truppe schließlich in einen Hinterhalt geriet und nach seiner Ergreifung im Alter von 39 Jahren erschossen wurde. Das Bild seines Leichnams ging um die Welt, seine Ästhetik erinnerte an einen Märtyrertod: Che Guevara – ein moderner Heiliger, der im Kampf, der Welt seine Ideale des „neuen Menschen“ zu bringen, sein Leben gegeben hatte.

Tatsächlich könnte nichts weiter von der Wahrheit entfernt sein, denn Guevaras Brutalität war grenzenlos. Gleich nach dem Sieg der kubanischen Revolutionäre hatte er mit der Errichtung von Straf- und Arbeitslagern begonnen. Er internierte dort politische Gegner, zu denen er auch Homosexuelle zählte, und wachte über hunderte Todesurteile wegen vermeintlicher „Verbrechen gegen die Revolution“. Auch als Minister gelang es ihm nicht, seinen blutrünstigen Extremismus abzulegen. Er beschwor weiterhin den „unbeugsamen Hass gegen den Feind“, der die Soldaten der Revolution in eine „kalte Tötungsmaschine verwandelt“. Den Schwarzen, denen er beim Aufstand in Afrika half, unterstellt er, sie seien „faul und stumpf“ und gäben ihr gesamtes Geld für Alkohol und anderen Unsinn aus.

Trotzdem gilt er auch ein halbes Jahrhundert später als Idol, dessen Abbild weiterhin so manchen Merchandise etwa im Webshop der deutschen Linkspartei schmückt. In der Hochkonjunktur des Guevara-Kults konnte man die ikonischen roten Hemden sogar bei völlig unpolitischen Versänden erstehen. Wie selbstverständlich tauchten in den Nullerjahren Fahnen mit seinem Gesicht neben Kirchenbannern

auf Friedensdemos auf. Derselbe Kapitalismus, den er einst mit weit über allen Sinn hinausgehender Vehemenz bekämpft hatte, stilisierte ihn zur Mode-Ikone. Sein Konterfei schmückt heute Drehtabak, Wein, Uhren und Taschentücher.

Che Guevara ist also Revolutionär, Massenmörder und Sexsymbol gleichermaßen. Während beim politischen Gegenüber bereits ein falsches Wort im öffentlichen Raum reicht, um eine ganze Karriere nachhaltig zu sabotieren, verzeiht man der eigenen Lichtgestalt alles. So findet der blutrünstige Mann aus dem Süden seinen Platz völlig selbstverständlich neben Mahatma Gandhi und dessen – übrigens auch eher aus patriotischen Motiven schöpfenden – gewaltfreiem Widerstand. Dinge, die schief gingen, gingen ja nur schief, weil es noch nicht der „richtige Sozialismus" war. Die Menschheit war einfach noch nicht bereit…

Dass die Jugend sich in Scharen dem linksextremen Idol verschrieb, um seine Globalisierungskritik zu unterstreichen, ist kein Zufall. Die Rechte ließ lange eine glaubwürdige Position in diesem Feld vermissen. Konservative Außenpolitik war lange Zeit amerikahörig, Kritik an globalen Entwürfen nach dem Tod Charles de Gaulles enden wollend, hinterfragt wurde bestenfalls ein sozio-kultureller Einfluss. Obwohl die Globalisierung die Vielfalt souveräner Völker und Nationalstaaten konterkariert, fehlten glaubwürdige Angebote. Neben Transatlantikfans gesellten sich nur Querfrontstrategien stramm altrechter Kader, deren Konsensfähigkeit nicht zuletzt an alten Vorurteilen und überholten ideologischen Versatzstücken scheiterte.

Lebensentwurf als Anknüpfungspunkt

Vielleicht greift die Vorstellung, es sei nur Guevaras Antiamerikanismus, der dem umtriebigen Mann zur zweiten, postumen Blüte verhalf, aber dennoch zu kurz. Denn sowohl seine Entschlossenheit als auch seine Vita sind es, die gerade bei vielen heutigen Linken so manche Sehnsüchte hervorrufen. So führt etwa der großbürgerliche Hintergrund zu gar keiner Glaubwürdigkeitskrise – im Gegenteil: Fünfzig Jahre nach den Studentenprotesten sitzen jene, die einst gegen die Springerpresse mobilisierten, längst auf gut bezahlten Chefsesseln in deren Redaktionen. Wer sich seinerzeit in der Hainburger Au frierend an einen Baum festband, doziert heute an der Universität mit vollem Rückenwind des Zeitgeists. Die Nachfahren der Revolutionäre können sich leisten, die stickigen Straßenschluchten der Hackler zu verlassen, um ihre Kinder im ruhigen Speckgürtel und weiteren Umland großzuziehen und sie auf Waldorf- und Privatschulen zu schicken.

Wenn sie dann den jugendlichen Geist spüren, einmal aufzubegehren, tun sie dies aus dem behüteten Umfeld heraus. Es ist wohl kein Zufall, dass auch ihre heutigen Ikonen von Greta Thunberg bis Carola Rackete in Familien aufwuchsen, die eher zur Hautevolee zählen. Sie finden entsprechenden Widerhall folgerichtig vor allem in eher akademisch sozialisierten, urbanen und suburbanen Kreisen mit linker Schlagseite – mit dem Unterschied, dass das Aufbegehren gegen die Elterngeneration diesmal kein revolutionäres, ideologisches ist, sondern eines, das aus derselben Stoßrichtung kommt, quasi eine Revolte auf Raten mit Lebensversicherung.

In den Nullerjahren füllte dieses Vakuum mangels lebender Identifikationsfiguren eben Guevara. Der gemeinsame Ausbruch aus dem bürgerlichen Leben, das Weltenbummlertum, der Kampf für eine Utopie: Die Kinder der 1968er konnten anknüpfen, zumal sich die Jugend schon seit je für Maximalentwürfe mehr begeistern kann als für kalten Pragmatismus. Selbst die älteren Semester konnten neben dem Stolz über die weitergetragene Fackel des vermeintlichen Widerstands noch einmal in eigenen Erinnerungen schwelgen – eine Reminiszenz auf jene unbekümmerte Zeit, als man noch nicht mit

Männer wie Che sind anders: Sie scheuen keine Mühe, zur Not auch mit Waffengewalt das zu verteidigen, woran sie glauben, und das als ureigen linker Ideologe – für die linksradikale Frau von Welt eine Art Lottogewinn.

Anzug und Kredit ins Bett ging, sondern auch vom „neuen Menschen“ träumte und einen Pflasterstein unter dem Kopfkissen hatte.

Ein „echter Mann“

Ein weiterer Erklärungsversuch entzündet sich an der doch sehr stereotyp männlichen Lebensgeschichte von Guevara. Ein Mann, der sich wenig vorschreiben lässt, der sich für eine ihm als gerecht scheinende Sache erhebt und im besten Fall am Ende den Heldentod stirbt, ist nicht umsonst Baustein vieler durchschnittlicher Hollywood-Filme. Als gesellschaftsbildendes Wesen dürstet der Mensch eben ganz natürlich nach Vorbildern, deren Probleme fern, aber deren Lösungen greifbar scheinen. Es sind Entwürfe, welche Männern wie Frauen imponieren: den Männern, weil sie ein Leitbild haben, an dem sie sich messen können, und den Frauen wegen der Sehnsucht nach dem „echten Mann“, der nicht lange fackelt, der kein Mann des Geschwafels, sondern der Taten ist. Einer, der den Weg vorgibt.

Gerade dort entsteht seit je ein Spannungsfeld: hier das feministische Streben vieler linker Frauen nach dem Tod des vermeintlichen Patriarchats, dem Ende jedes angeblichen Sexismus und der Ankunft einfühlsamer, weicher Männer, die auch einmal zaudern und weinen, und dort die Realität. Denn auch die hehrste Absicht kommt nicht an der uralten Gewissheit vorbei, dass die Partnerwahl auch sicherstellen soll, dass der Mann als physiologisch stärkeres Geschlecht nicht nur widerständigen Nachwuchs zeugen kann, sondern diesen auch beschützen und versorgen können soll. So ist es wenig verwunderlich, dass viele Frauen „männliche Männer“ bevorzugen. In diesem Bereich gilt es im patriotischen Vorfeld oft sogar als Running Gag, dass sich linke Frauen eigentlich eher konservative und „rechte“ Männer wünschen, weil diese eher danach streben, traditionelle Männertugenden zu erfüllen. Dies steht im Gegensatz zum dressierten „Soyboy“, der die linksfeministische Mär des üblen Patriarchats nicht nur verinnerlicht hat, sondern auch vorlebt.

Männer wie Che sind anders: Sie scheuen keine Mühe, zur Not auch mit Waffengewalt das zu verteidigen, woran sie glauben, und das als ureigen linker Ideologe – für die linksradikale Frau von Welt eine Art Lottogewinn. So muss sich der Mann, den sie sich schließlich auswählt, ständig am Kaliber des Kubarevolutionärs messen. Er wird ebenso regelmäßig daran scheitern – außer natürlich, sie holt sich von vornherein einen Antifa-Schläger ins Haus, der nach Jahren des Krawalls einen Versorgungsposten an der Uni oder in einem von öffentlicher Hand geförderten „zivilgesellschaftlichen“ Projekt abgreift, um selbst in einem biederen Leben zu versinken, gegen das die eigenen Kinder dann erst wieder mit denselben Ideologen auf dem Panier rebellieren werden. Die eingangs erwähnte Statue ist nur ein Ausdruck dieses linken Generationenvertrages, dass die Utopie zwar noch lange nicht Wirklichkeit geworden, aber nur einen Steinwurf entfernt sei.

Die Macht des Bösen

von Laila Mirzo

Haben Sie das „gewisse Etwas“? Das „je ne sais quoi“, das Menschen in Ihren Bann zieht? Wenn ja, herzlichen Glückwunsch, wenn nicht, gibt es dafür diverse Lösungen. Sie könnten lernen, herzerobernde Gedichte zu schreiben, bei Lagerfeuer schmachtend an der Gitarre zu zupfen – oder Sie ziehen los und machen einen Haufen Geld, setzen sich auf wichtige Schlüsselpositionen, ziehen die Fäden, werden ein Macher. Schließlich macht Macht sexy. Wenn Fleiß, Fachwissen oder frühes Aufstehen nicht ganz Ihr Ding sind, empfehle ich ein ideologischer Führer zu werden, denn viele Frauen haben eine Schwäche für Schurken.

Hören Sie also tief in sich hinein! Was oder besser gesagt wer steckt in Ihnen? Ein Klimaaktivist, ein Sex-Guru, ein religiöser Erlöser, Sektengründer oder ein Revolutionsführer? Die Hauptsache ist, meine Herren, es umgibt Sie eine geheimnisvolle Aura, eine Portion Anrüchigkeit, ein zarter Hauch von Delinquenz. Die Liebesaffäre zwischen dem linksromantischen Milieu und dem Frauenmörder Jack Unterweger ist symptomatisch für dieses morbide Phänomen. Immer wieder fliegen Frauen auf charakterlich auffällige Männer, sogar wenn sie Mörder sind.

Die Geschichte ist gespickt von fragwürdigen „Helden“, die von ideologisch Verblendeten stilisiert und glorifiziert werden. Ganz oben in der Liga der fragwürdigen „Idole“ spielt der argentinische Guerillero Ernesto „Che“ Guevara. In linken Kreisen löst der Mann in grüner Uniform und Barett mit Majorsstern auch noch 52 Jahre nach seinem Tod ein erotisches Schaudern beim weiblichen Geschlecht aus.

Der Duft von Abenteuer und Verwegenheit umgab den damaligen Medizinstudenten, der mit dem Motorrad quer durch den südamerikanischen Kontinent reiste und sich immer mehr vom Marxismus vereinnahmen ließ. An der Seite von Fidel Castro stürzte er den kubanischen Diktator Batista und strebte die kommunistische Weltrevolution an. Doch seine ideologische Verblendung, die Affinität zu Machtmissbrauch und roher Gewalt hinterließen ein stinkendes Erbe.

Der Kult um den Berufsrevolutionär hält bei manchen ungebrochen an, doch eine kritische Auseinandersetzung mit seiner Person und seinen Taten lässt den Lack zunehmend abblättern. Was die linke deutsche Tageszeitung „taz“ im Oktober 2007 über den gefallenen Helden schrieb, ist beachtlich: *„Ein ungepflegter Macho, der sich nur sehr selten wusch. Er konnte ungerecht sein und brutal und hatte bisweilen rassistische Ausfälle“.*

216 namentlich belegte Schießbefehle soll Che Guevara persönlich gegeben haben, kubanische Oppositionelle setzen die Zahl der Opfer um ein Vielfaches höher an. Die Errichtung des ersten Arbeitslagers auf Kuba für Menschen, die „Vergehen gegen die revolutionäre Moral“ begangen haben, Folter und eine perfide Freude an Exekutionen gehen auf die Rechnung der kommunistischen Ikone. Einen solchen Mann sexy zu finden ist schlichtweg krank oder zeugt von der eigenen moralischen Verkommenheit. Selbst zu meinen „linken“ Zeiten fand ich nichts Anziehendes an Ernesto „Che“ Guevara. Mein erster Mann war Präzisionsschütze beim bayerischen SEK.

International

Castillo de los Tres Reyes del Morro,
Havanna, Serie von Gerhard Rihl

Kuba in der Welt

Von Walter Gehr

Wie alle Staaten dieser Welt ist Kuba von seinen geographischen Konstanten geprägt. Begünstigt durch seine Lage am Golfstrom und durch Südwestwinde wurde die karibische Insel im 16. und 17. Jahrhundert Handelsniederlassung bzw. militärischer Stützpunkt der Kolonialmacht Spanien. Die Hauptstadt Havanna feiert heuer ihr 500-jähriges Bestehen.

Anfang des 19. Jahrhunderts avancierten die USA zu Kubas Haupthandelspartner. Politisch verlor Spanien seine Vormachtstellung infolge des spanisch-amerikanischen Krieges, als 1898 Kuba von den USA besetzt und zu einem Protektorat degradiert wurde.

Der Weg zum kubanischen Anti-Amerikanismus war daher vorgezeichnet. Dieser verstärkte sich, als sich 1952 Oberst Batista mit Unterstützung der US-amerikanischen Mafia und der CIA zur Macht putschte. Kuba wurde danach zum Hort des Glückspiels und des Drogenhandels, die Hauptstadt Havanna laut der *Washington Post* „eine Art Bordell für Nordamerikaner". Dies war der Nährboden für die von Fidel Castro 1959 vollendendete Revolution und damit für die Verstaatlichung US-amerikanischer Unternehmen wie u.a. Erdölraffi-

Che Guevara hätte wohl die Atomraketen von Kuba aus auf die USA abgefeuert und ein nukleares Inferno in Kauf genommen.

nerien und Zuckerfabriken.

Zu dieser Zeit strebte der Kalte Krieg zwischen den USA und der Sowjetunion (UdSSR) seinem Höhepunkt zu. Das knapp vor der US-Küste gelegene Kuba erlangte infolge der Machtübernahme durch Fidel Castro samt Hinwendung zur UdSSR seine bis heute nach wie vor einzigartige geostrategische Position.

Lastkraftwagen, Havanna, Serie von Gerhard Rihl

Kein Konflikt hat den USA im Kalten Krieg derart hohe menschliche Verluste wie der Vietnam-Krieg zugefügt (rund 60.000 tote US-Amerikaner). Sowohl in Vietnam als auch in Kuba sind nach wie vor kommunistische Regierungen an der Macht, doch sind die Beziehungen zwischen den USA und Vietnam entspannt: Vietnam gilt heute als Verbündeter und bewegt sich in Richtung Marktwirtschaft. Das kann von Kuba, das sich wieder Russland und nun auch China zuwendet, nicht behauptet werden. Der Antagonismus zu den USA spiegelt sich heute auch in Kubas regionaler Allianz mit Venezuela wider.

Kuba und die Großmächte

Die kubanische Revolution führte zu einem Exodus von rund 200.000 Kubanern in die USA. Gemeinsam mit der CIA versuchten viele von ihnen, das Castro-Regime durch eine Invasion der auf der Südostküste des Landes gelegenen Schweinebucht zu stürzen, doch die Operation wurde für die USA zu einem Fiasko. Die Konfrontation zwischen den USA und der UdSSR kulminierte 1962, als letztere Mittelstreckenraketen auf Kuba stationieren wollte. Die „Kubakrise" brachte die Welt vor dem Einlenken der UdSSR an den Rand des Dritten Weltkrieges. Che Guevara hätte wohl die Atomraketen von Kuba aus auf die USA abgefeuert und ein nukleares Inferno in Kauf genommen.

Die Erinnerung an die Kubakrise ist lebendig. So hat die Kündigung des Washingtoner Vertrages über nukleare Mittelstreckensysteme (INF-Verträge) durch die USA per 2. August 2019 Befürchtungen über ein neues Atomwettrüsten zwischen den USA und Russland geschürt. Präsident Putin erklärte dazu wiederholt, vor einer neuen Kuba-Krise nicht zurückscheuen zu wollen, sollten die USA solche Waffen in Osteuropa stationieren. In diesem Fall würde Russland die Stationierung derartiger Nuklearraketen in US-Nähe in Erwägung ziehen. Militärexperten in Moskau sehen etwa Kuba oder Venezuela als mögliche Standorte. Bei diesen Überlegungen spielt es offenbar keine Rolle, dass sowohl Kuba als auch Venezuela völkerrechtlich die Stationierung solcher Waffen auf ihrem Territorium gar nicht dulden dürfen.

Unübersehbar sind die sich intensivierenden wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen China und Kuba. Politisch unterstützt Kuba Chinas Politik gegenüber Hong Kong. Die EU hat mit Kuba ein Abkommen über politi-

Die militärische Signifikanz Kubas ergibt sich in erster Linie aus einer möglichen Steigbügelhalterrolle für die Supermacht Russland.

schen Dialog und Zusammenarbeit abgeschlossen. Nennenswerte politische Impulse werden dadurch nicht erwartet.

Kubas Internationalismus

Die militärische Signifikanz Kubas ergibt sich in erster Linie aus einer möglichen Steigbügelhalterrolle für die Supermacht Russland. Zurzeit deutet alles auf eine sich verstärkende russisch-kubanische Zusammenarbeit hin. Schon lange spielt Kuba eine besonders aktive Rolle in den internationalen Beziehungen. So unterstützen von 1963 bis 1991 hunderttausende kubanische Soldaten, Ärzte und Lehrer vor allem afrikanische und lateinamerikanische Staaten. 1973 griff Kuba gegen Israel in den Yom-Kippur-Krieg ein. Seitdem unterhalten die beiden Staaten keine diplomatischen Beziehungen.

Fassade, Havanna, Serie von Gerhard Rihl

In jüngster Zeit hat sich Kubas Internationalismus vor allem in der Entsendung einheimischer Ärzte ausgedrückt. Rund 30.000 davon sind derzeit in über 65 Staaten tätig. Diese medizinische Diplomatie erfolgt schwerpunktmäßig in Lateinamerika und in Afrika, erreicht aber auch das EU-Land Portugal. Angeblich sind seit 1963 über 1,8 Milliarden Patienten weltweit von Ärzten aus Kuba behandelt worden. Der Export medizinischer Dienstleistungen war 2018 der größte Devisenbringer mit insgesamt über € 5,7 Mrd. – mehr als doppelt so viel wie die Tourismusbranche. Für die Bevölkerung Kubas ist die Gesundheitsversorgung kostenlos.

Aufmerksamkeit erregte ab 2013 die Entsendung von kubanischen Ärzten nach Brasilien im Rahmen des Mais-Médicos(„Mehr-Ärzte“)-Programms. Das von der damaligen linksgerichteten Präsidentin Brasiliens initiierte Projekt wurde unter ihrem rechtsgerichteten Nachfolger Jair Bolsonaro Ende 2018 gestoppt. Die brasilianische Regierung zahlte monatlich € 2.800 pro Arzt, der einzelne Arzt bekam aber nur ein Viertel davon als Gehalt. Den Rest behielt die kubanische Regierung ein. Vom Rückzug waren 8.300 kubanische Ärzte in 2.800 brasilianischen Gemeinden betroffen. Doch rund jeder vierte in Brasilien tätige Arzt kehrte nach dem Ende seines Auslandseinsatzes nicht zurück: zwischen November 2018 und April 2019 sollen 2.209 Mediziner aus Kuba in Brasilien um Gewährung des Flüchtlingsstatus angesucht haben.

Die US-Sanktionen

Infolge der Revolution verhängte US-Präsident Eisenhower 1960 Sanktionen gegen Kuba. Diese stützen sich heutzutage vor allem auf das *Gesetz für die Freiheit und Demokratische Solidarität (LIBERTAD)* (Helms-Burton-Act aus 1996). Trotz Fidel Castros Ableben 2016 wurden die Sanktionen nach einer Periode der Aufweichung unter Präsident Obama durch Präsident Trump ab 2017 wieder verschärft, zuletzt am 5. Juni 2019; dadurch wurden bestimmte Grup-

Die Bilanz der US-Sanktionen gegen Kuba, deren Ziel die Umwandlung Kubas zu einer Demokratie war, ist ernüchternd: Am politischen System hat sich nichts Grundlegendes verändert, Kuba bleibt ein Einparteienstaat.

pen- und alle Kreuzfahrtreisen von den USA nach Kuba untersagt und Auslandsüberweisungen nach Kuba auf US-$ 1.000 pro Quartal beschränkt. Diese Überweisungen von Exilkubanern (über € 3 Mrd. in 2017) haben die Lebensumstände vieler Menschen in Kuba erleichtert. Die jüngsten Sanktionsverschärfungen wurden vom US-Finanzministerium wie folgt erklärt:

Catedral de la Virgen María, Havanna, Serie von Gerhard Rihl

"Kuba spielt weiterhin dadurch eine destabilisierende Rolle in der westlichen Hemisphäre, dass es einen kommunistischer Außenposten in der Region darstellt und Gegner der USA in Staaten wie Venezuela und Nicaragua durch Förderung von Instabilität, Untergrabung des Rechtsstaates und die Verhinderung demokratischer Prozesse unterstützt..."

Fast die gesamte Entwicklungshilfe aus der EU an Kuba in Höhe von über € 2 Mrd. wurde seit 2007 durch Spanien geleistet. Das Gros der Hilfe diente der Entschuldung. Österreich war mit fast € 17 Mio. Kubas achtgrößtes unter den insgesamt 22 EU-Geberländern. Neben Entschuldungsmaßnahmen floss ein Großteil der österreichischen Gelder in Ausbildungs- und Kulturprojekte. Auch Russland und China haben im großen Stil auf Kreditforderungen gegenüber Kuba verzichtet.

Als unmittelbare Reaktion auf die Helms-Burton-Gesetzgebung erließ die EU eine Verordnung, deren Ziel es ist, europäische Unternehmen vor dieser extraterritorialen US-Gesetzgebung zu schützen.[1] So leitete Österreichs damalige Außenministerin Ursula Plassnik ein Verwaltungsstrafverfahren gegen die BAWAG P.S.K. ein, weil diese die Konten kubanischer Kunden gekündigt hatte. Kämpferisch erklärte sie dabei im April 2007 vor dem Nationalrat: *„Amerikanisches Recht ist in Österreich nicht anwendbar. Wir sind nicht der 51. Bundesstaat der Vereinigten Staaten."*

Nicht einmal zwei Monate später stellte Plassnik die Ermittlungen wieder ein. Diese Anekdote illustriert die Wirkungslosigkeit der EU-Gegenmaßnahmen. Doch auch die Bilanz der US-Sanktionen gegen Kuba, deren Ziel die Umwandlung Kubas zu einer Demokratie war, ist ernüchternd: Am politischen System hat sich nichts Grundlegendes verändert, Kuba bleibt ein Einparteienstaat. Noch wirkungsloser blieben auch die seit 1992 verabschiedeten Resolutionen der UN-Generalsversammlung, das US-Embargo zu beenden. So liegt der Sinn der Aufrechterhaltung und Verschärfung der Sanktionen bloß darin, das Potential an Wählerstimmen bei den Nachfahren der durch die Revolution 1959 enteigneten Exilkubaner auszuschöpfen.

Die sonnige Seite – und der Alltag

Als Folge der jüngsten US-Sanktionsbeschlüsse erwartet Kuba in diesem Jahr rund 10% weniger Touristen als 2018. Ursprünglich habe man für 2019

Die internationalen Sporterfolge Kubas sind immer wieder beeindruckend, es ist allerdings vor allem die kubanische Musik, die dank Rumba, Son und Mambo weltweit die Sympathien der Menschen erobern konnte.

Straße in San Cristobal, Havanna, Serie von Gerhard Rihl

mit 5,1 Millionen Besuchern gerechnet, nun nur noch mit etwa 4,3 Millionen. Dennoch soll Havanna zu einem Magneten für internationaler Konferenzen werden. Die internationalen Sporterfolge Kubas sind immer wieder beeindruckend, es ist allerdings vor allem die kubanische Musik, die dank Rumba, Son und Mambo weltweit die Sympathien der Menschen erobern konnte. Lebensfreude ist es, die Kuba – die Perle der Karibik – zumindest oberflächlich stets zu vermitteln weiß. Besonders berühmt wurde die gesungene Liebeserklärung des Komponisten Carlos Puebla an Che Guevara, *„Hasta Siempre, Comandante"*. Als Teil des Che Guevara Kultes erfüllt dies das Bedürfnis vieler Kommunisten nach Heiligenverehrung.

Die politische und wirtschaftliche Realität Kubas ist dagegen weder poetisch noch berauschend. Kuba ist laut Verfassung ein marxistisch-leninistischer Staat. Im UNO Bericht über die Menschliche Entwicklung[2] aus dem Jahre 2018 belegt Kuba Rang 73, weit hinter der Schweiz oder Österreich (Platz 2 bzw. 20), aber noch vor Österreichs regionalen Nachbarn Nordmazedonien (80) oder Ukraine (88). Im US-gesponserten Weltfreiheitsindex 2019 gilt Kuba nicht als freies Land und schneidet dort schlechter als Russland, wenngleich besser als China ab. Unter den Häftlingen Kubas zählt man etwa 130 politische Gefangene. Die erste behördlich genehmigte unabhängige Demonstration im April 2019 warb allerdings nicht für Menschenrechte, sondern für den Tierschutz. Erst im Juli 2019 wurde der Internetzugang für private Haushalte sehr vorsichtig bei gleichzeitiger Beibehaltung staatlicher Zensur liberalisiert.

Das BIP pro Kopf liegt in Kuba bei € 7.600 (Österreich: € 45.900), wobei sich dieses seit 2005 mehr als verdoppelt hat. Damit ist das BIP/Kopf in Kuba fast 10-mal höher als im benachbarten Haiti, dem ärmsten Land der westlichen Hemisphäre (€ 770). Im karibischen Anrainerstaat Kolumbien ist es niedriger als in Kuba (€ 5.900). Kolumbien und Haiti sind die größten Empfänger von US-Hilfsgeldern in der Region. Kuba hinkt dem EU-Mitgliedstaat Bulgarien mit einem BIP/Kopf von € 9.200 nicht weit hinterher.[3]

Zwar trifft das US-Embargo die kubanische Bevölkerung hart, die sozialistische Planwirtschaft ist es aber, die Kuba in erster Linie geschadet hat. Diese geht mit schwacher Produktivität, fehlenden Investitionen, Bürokratie, Korruption und Treibstoffdiebsstahl einher. Alarmierend ist das Außenhandelsdefizit in Höhe von fast € 7 Mrd. 80% der Lebensmittel werden importiert, vor allem aus den USA. Dazu kommt, dass der Verbündete Venezuela seine subventionierten Erdöllieferungen nach Kuba ab 2015 stark einschränkte. Von 1984 bis 2014 fing die US-Küstenwache rund 72.000 Migranten

In der Haltung der USA kann man auch eine Fortsetzung der bereits 1823 in den USA formulierten sog. Monroe-Doktrin erkennen, der zufolge sich Staaten außerhalb des amerikanischen Kontinents nicht in Angelegenheiten dieses Kontinents einmischen sollen.

aus Kuba ab; weitere 18.000 sollen beim Versuch, die US-Küste zu erreichen, ertrunken sein. Die USA bereiteten diesem Exodus 2017 ein Ende, indem sie illegale Migranten konsequent abzuschieben begannen.

Die EU sagt von sich, Kubas größter Exportmarkt zu sein. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass Kuba Waren in erster Linie nach Venezuela, Spanien und Russland exportiert. Die Hauptimporte stammen aus China, Spanien und Venezuela. Die meisten Investitionen sind spanischen Ursprungs. Hauptexportgut Kubas sind Zucker, Tabak, Nickel und Rum. Vom Export medizinischer Dienstleistungen und dem Tourismus, die für Kubas Wirtschaft wesentlich sind, ist bereits die Rede gewesen.

Treppenhaus, Havanna, Serie von Gerhard Rihl

Fazit

Laut dem Nationalen Sicherheitsberater der USA, John Bolton[4], gehört Kuba gemeinsam mit Venezuela und Nicaragua zu einer *„Troika der Tyrannei"*. Diese Staaten befinden sich eben auf dem amerikanischen Kontinent und stellen aufgrund ihrer politischen Nähe zu Russland und geographischen Nähe zu den USA für letztere eine Sicherheitsbedrohung sowie wegen der erfolgten Verstaatlichungen ein wirtschaftliches Ärgernis dar.

In der Haltung der USA kann man auch eine Fortsetzung der bereits 1823 in den USA formulierten sog. Monroe-Doktrin erkennen, der zufolge sich Staaten außerhalb des amerikanischen Kontinents nicht in Angelegenheiten dieses Kontinents einmischen sollen. Erst jüngst im Februar 2018 wiederholte der damalige US-Außenminister Tillerson diese Doktrin, als er erklärte: *"Lateinamerika braucht keine neuen imperialen Mächte, die nur den Vorteil ihrer eigenen Bevölkerung im Sinn haben"*. Dabei meinte er nicht wie Außenminister Monroe im 19. Jahrhundert die europäischen Kolonialmächte, sondern Russland und China. Die EU spielt in Kuba wie in den meisten Weltregionen nur eine Statistenrolle.

1 EG-Verordnung Nr. 2271/96 vom 22.11.1996 zum Schutz vor den Auswirkungen der extraterritorialen Anwendung von einem Drittland erlassener Rechtsakte sowie von darauf beruhenden oder sich daraus ergebenden Maßnahmen

2 Human Development Report 2018: http://www.hdr.undp.org/sites/default/files/2018_human_development_statistical_update.pdf

3 https://data.worldbank.org/indicator/NY.GDP.PCAP.CD

4 Bolton wurde am 10. September 2019 von Präsident Trump abgesetzt.

Miguel de Unamuno

Von Jörg Mayer

Schon lange bevor sich Kuba im Zuge der kommunistischen Revolution Fidel Castros der US-amerikanischen Hegemonie entzog, war die „Perle der Karibik“ ein Hort von wiederkehrenden Rebellionen. Gemeinsam mit den Philippinen gehörte die langgestreckte Insel im 19. Jahrhundert zum Restbestand des spanischen Kolonialreiches, das im mit Karl V. einsetzenden *Siglo de Oro,* dem goldenen Zeitalter der Konquistadoren, erobert worden war.

In den drei Jahrhunderten nach Cervantes‘ *Don Quijote* erlebte Spanien einen geradezu ununterbrochenen Niedergang, dessen Schlusspunkt die Niederlage im Spanisch-Amerikanischen Krieg 1898 und der Verlust des rebellionsgeplagten Kuba markierte. Mit einem Male wurde offenbar, wie hoffnungslos rückständig Spanien war: eine Nation außerhalb Europas. Unter diesem Schock erlebte Spanien einen nationalliberalen Aufbruch. Zu der sogenannten *Generation von 1898,* ihren Vorläufern und Nachfolgern zählen u.a. Denker wie Joaquín Costa (1846-1911), Ángel Ganivet (1865-1898), José Ortega y Gasset (1883-1955) und in ihrer Mitte der brillante Miguel de Unamuno y Jugo (1864-1936).

Unamuno gab dem Zeitgeist, die Rückständigkeit Spaniens durch eine Öffnung gegenüber dem technisch und geistig überlegenen Europa aufzuholen und so die Korruption und Stagnation der letzten Jahrzehnte zu überwinden, eine neue Wendung: Er bestimmte in Mystik und Humanismus das wahre Wesen Spaniens, das im Inneren ruhe und wiederzuentdecken sei. Fortschritt um des Fortschritts willen alleine habe keinen Wert, die Resilienz des Spaniers gegenüber der Neuerungssucht sei auch eine Tugend: *„Dieses robuste und gesund neuerungsfeindliche Volk weiß, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Daß es rückschrittlich ist? Na und? Sollen doch die anderen laufen und am Ende stehenbleiben!“*

Das alte Augustinuswort *„In interiore hominis habitat veritas“* („Im Inneren des Menschen wohnt die Wahrheit“) wird für ihn zum Motto. In seinem Artikel *Sobre la europeización* (Über die Europäisierung, 1906) vollendet sich Unamunos Entwicklung weg von der bloßen Europäisierung Spaniens hin zur ebensolchen Hispanisierung Europas – so wie sich in ihm selbst die Gedanken Europas (Kierkegaard, Bergson, Taine, Spencer, Nietzsche, Eckhart, u.a.) mit dem spanischen Wesen verbunden haben. Die *Intra-Historia,* der Blick ins Innere und auf die eigene Geschichte, wird für ihn nun zur Quelle der Erneuerung für die spanische Nation.

In seinem philosophischen Hauptwerk *Del sentimiento trágico de la vida* (Das tragische Lebensgefühl, 1913) nähert sich Unamuno schließlich, nachdem er viele Anregungen aus dem Protestantismus (insbesondere vom Pietismus) in sich aufgenommen hatte, über die Frage nach dem Ewigen Leben auch wieder dem Katholizismus an. Renaissance, Reformation, Aufklärung und Moderne gelten ihm nun als Gegenmächte, denen er die kulturbewahrende Widerstandsleistung Spaniens gegenüberstellt.

Unamuno bleibt Zeit seines Lebens ein Nationalliberaler und Republikaner. Der aufkommende Faschismus empörte ihn ebenso wie die antiklerikale Militanz des linken Mobs. Erst von der sozialistischen, republikanischen Regierung seines universitären Amtes enthoben, dann nach Wiedereinsetzung durch die faschistisch-franquistische Regierung auch von dieser in Kürze entfernt, stirbt Unamuno im Hausarrest am Silvestertag des Jahres 1936.

Feuilleton

Guerrillero heroico
Photographie von Alberto Korda, 1960

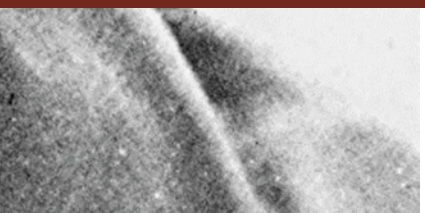
Guerrillero heroico

Von Gerhard Rihl

Es gilt als das berühmteste photographische Abbild einer Person überhaupt: *Guerrillero heroico,* das Bild des Barett tragenden, über den Betrachter hinwegsehenden Che Guevara von Alberto Korda. Ein Werk, dessen Geschichte voller Widersprüche steckt, entstanden mehr oder weniger durch Zufall. Kommenden März wird es 60 Jahre alt.

Wir schreiben den 5. März 1960 und befinden uns in Kuba. Am Vortag, einem Freitag, es war 15:10 Uhr, war das Frachtschiff *La Coubre* beim Löschen seiner Ladung im Hafen von Havanna explodiert. Rettungskräfte eilten zum Unglücksort, ebenso auch Repräsentanten der Regierung, wie Che Guevara und Fidel Castro. Dann, um 16:00 Uhr, erfolgte eine zweite, schwere Explosion. Nun waren auch Rettungskräfte unter den Betroffenen. Die Angaben über die Opferzahlen divergieren stark, in der internationalen Presse wird von 75 bis 100 Toten berichtet.

Noch im März 1958, zu Zeiten der Herrschaft Fulgencio Batistas, hatten die USA ein Waffenembargo verhängt. Dieses blieb auch in Kraft, als der Dikatator nach immer weiterem Vordringen der Guerillas in der Silvesternacht 1958/59 geflüchtet war und daraufhin die Truppe um Castro die Macht übernommen hatte. Die *La Coubre* war der fünfte Frachter, der seit Verhängung des Embargos Kuba mit einer Waffenladung angelaufen hatte. Die genaue Ursache des Unglücks sollte nie geklärt werden können.



Nur sehr kurz anwesend ist Che Guevara.
Einige, wenige Momente taucht er um 11:20 auf der Bühne auf –
gerade einmal zwei Bilder macht Korda von ihm.

Sofort nach der Katastrophe hatte Castro Staatstrauer angeordnet. Nun, bereits einen Tag nach dem Unglück, werden 27 der Opfer am Hauptfriedhof der Stadt, dem *Cementerio Cristóbal Colón,* beigesetzt. Doch war es überhaupt ein Unglück? Noch in seiner Rede auf den Beisetzungsfeierlichkeiten erklärt Castro, dass der Vorfall auf Sabotage zurückzuführen sei und beschuldigt indirekt die USA, die Verantwortung dafür zu tragen.

Kontaktabzug des Filmes von Alberto Korda
mit den Aufnahmen der Gedenkfeier in Havanna

150.000 Personen – darunter auch Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir – nehmen an der Veranstaltung teil, die mit einem Schweigemarsch begonnen hatte. Dieser hatte zuerst durch die gesamte Innenstadt Havannas geführt und dann entlang der als *Malecón* bekannten Strandpromenade hinaus bis zum größten Friedhof der Stadt, dem *Cementerio Cristóbal Colón*. Wer Havanna kennt, den muss diese Strecke beeindrucken, benötigt man zu Fuß doch an die zwei Stunden dafür. Auf der Beisetzungsfeier befindet sich neben der gesamten Führungsriege auch deren Photograph – Alberto Korda. Er macht die bei Großveranstaltungen üblichen Aufnahmen. Auf einer Etappe in der 23. Straße ist Castro gerade dabei seine Rede zu halten, Korda steht unten vor der Tribüne. Nur sehr kurz anwesend ist Che Guevara. Einige, wenige Momente taucht er um 11:20 auf der Bühne auf – gerade einmal zwei Bilder macht Korda von ihm. Doch eines der beiden wird später den Namen *Guerrillero heroico* erhalten und den Photographen berühmt machen.

Alberto Korda, eigentlich Alberto Diaz Gutiérrez, geboren 1928 als Sohn eines Eisenbahners in Havanna, hatte seine ersten Erfahrungen mit Photographie mit der Kodak 35mm seines Vaters gemacht. Seine berufliche Karriere hatte er als Werbe- und Modephotograph begonnen. Die Qualität seiner ersten Vergrößerungen war denkbar schlecht, nach ein paar Monaten wurde das Bild verschwommen und das Papier vergilbt. Schon zu Batistas Zeiten, 1953, hatte er ein eigenes Photostudio in Havanna, zusammen mit seinem Freund Luis Antonio Peirce Byers gegründet. Die beiden gaben ihm den Namen „Korda Studios“ – benannt nach den beiden Filmregisseuren Alexander und Zoltan Korda. Schließlich wurde daraus auch der Künstlername der beiden: Byers wurde zu „Korda dem Älteren“ (Luis Korda) und Gutiérrez zu „Korda dem Jüngeren“ (Alberto Korda). Und: Gutiérrez konnte seine Fertigkeiten steigern – bereits nach wenigen Jahren galt das Studio der beiden Kordas als das Wichtigste der Stadt.

In der Tat hat der Stil Alberto Kordas etwas Besonderes. Er lehnt künstliches Licht kategorisch ab,

Ich erinnere mich daran, als wäre es heute ... als ich ihn mit diesem Ausdruck im Sucher gerahmt sah. Ich bin immer noch erschrocken über den Aufprall ... es erschüttert mich so sehr.

das er als „Travestie der Realität“ bezeichnet, und benutzt nur natürliches Licht im Studio. Er ist ein Meister der Schwarzweiß-Photographie, sein kreativer Ehrgeiz überragt das Niveau der traditionellen, eher einfallslos agierenden kubanischen Photographie dieser Tage. Sein Studio ist in den Tagen der Entstehung des *Guerrillero heroico* bereits mehr als nur kommerzielles Photostudio, es ist im Laufe der Zeit immer mehr auch zu einem Kunststudio geworden. Die meisten „Jobs“ werden von Byers photographiert, um das Geschäft am Laufen zu halten.

Graphik nach Jim Fitzpatricks Version des „Guerrillero heroico“, 1968

Korda wird später sagen, dass er sich im Moment der Aufnahme von Guevaras Gesichtsausdruck angezogen gefühlt hatte, der „absolute Unerbittlichkeit“ sowie Wut und Schmerz zeigte. Wiederum Jahre später wird er sagen, dass das Photo des zum Zeitpunkt der Aufnahme 31jährigen Che dessen festen und stoischen Charakter zeigt. Er wird an der Mystifizierung des Bildes selbst mitwirken: „Ich erinnere mich daran, als wäre es heute ... als ich ihn mit diesem Ausdruck im Sucher gerahmt sah. Ich bin immer noch erschrocken über den Aufprall ... es erschüttert mich so sehr.“

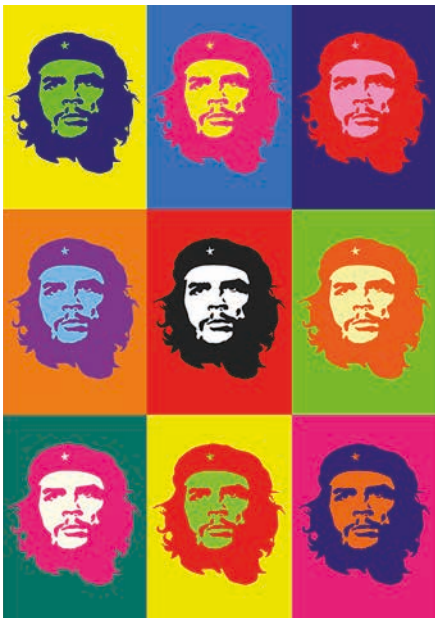
Der Erfolg des Bildes stellt sich jedoch nicht so bald ein und vor allem sollte Korda nicht reich damit werden. Im Gegenteil. Niemand interessiert sich für die Aufnahme, gerade einmal erscheint sie, kurz nach der Trauerfeier, eher unscheinbar, im hinteren Teil der Zeitung „Revolución“, für die Korda arbeitet. Schließlich schenkt er das Bild dem italienischen Verleger Giangiacomo Feltrinelli. Erst nach der Liquidierung Guevaras 1967 wird *Guerrillero heroico* (dt. „Heldenhafter Guerillakämpfer“) im von Feltrinelli publizierten Bolivianischen Tagebuch Guevaras wieder veröffentlicht – und prompt zu einer popkulturellen Ikone.

Feltrinelli, in einer der reichsten Familien Italiens aufgewachsen, hatte 1954 den Feltrinelli-Verlag in Mailand gegründet, zu dessen Repertoire Welterfolge wie „Doktor Schiwago“ oder „Der Leopard“ zählen. Schon 1945 war er der Kommunistischen Partei Italiens beigetreten.

Der Umstand, dass sowohl Feltrinelli als auch Korda aus ihrer kommunistischen Haltung heraus keinerlei Interesse an kommerzieller Verwertung der Aufnahme besitzen, führt erst so richtig zur massenhaften Verbreitung des Bildes. Geschäft sollte mit dem Bild jedoch ausgiebig gemacht werden – nur von anderen. Als weltweit bekannteste Version des Bildes gilt schon bald eine dreifarbige Graphik des Künstlers Jim Fitzpatrick, in Schwarzweiß, häufig auf rotem Hintergrund, die als Aufdruck von T-Shirts, Fahnen und Posters riesige Verbreitung findet. Die

Der Guerrillero wird zum Symbol der 68er-Bewegung, zu Ende der 1960er Jahre hängt das Bild in praktisch jeder Wohngemeinschaft der Welt.

Graphik wird so zu einer der bekanntesten Pop-Ikonen weltweit und die Aufnahme, auf der sie basiert, zum berühmtesten photographischen Abbild einer Person überhaupt. Der *Guerrillero* wird zum Symbol der 68er-Bewegung, zu Ende der 1960er Jahre hängt das Bild in praktisch jeder Wohngemeinschaft der Welt.



„Warhol-Version" des „Guerrillero heroico" von Gerard Malanga, 1968

Eine weitere Version des *Guerrillero heroico,* die Kultstatus erhalten sollte, wird, basierend auf der Graphik Fitzpatricks, vom Schriftsteller, Photograph und Filmemacher Gerard Malanga geschaffen. Diese zeigt die Paradoxie dieser völlig durchkommerzialisierten kommunistischen Ikone besonders gut auf: Malanga war seit Anfang der 60er Jahre erster, später wichtigster Assistent von Andy Warhol. Er schafft ein Bild ganz im Stil von Warhols „Marilyn" mit der mehrfarbigen Wiederholung des *Guerrillero* von Fitzpatrick. Dieses Werk gibt er als echten Andy Warhol aus. Obwohl oder vielleicht gerade weil der Kunststar nicht mehr gut auf Malanga zu sprechen war, nachdem dieser mehrere Fälschungen von Warhols Werken in Italien verkauft hatte, erkennt er im Nachhinein die Autorenschaft am *Guerrillero heroico* Malangas an und streift so die Einnahmen aus der Vermarktung der Urheberrechte und dem Merchandising ein.

Alberto Korda verdient an all dem nichts – das will er ausdrücklich nicht. Er bemüht sich nicht um Lizenzgebühren und argumentiert, dass Ches Bild seine revolutionären Ideale widerspiegelt. Je mehr sich sein Bild ausbreiten würde, desto größer wäre die Chance, dass sich auch Ches Ideale ausbreiteten. Als im Jahr 2000 der Wodka-Hersteller Smirnoff mit dem Bild warb, klagte er zwar – mit dem Hinweis darauf, dass Che Werbung für Alkohol nicht gutgeheißen hätte – und erhielt 50.000,- Dollar Entschädigung, doch spendet er diese umgehend an bedürftige kubanische Kinder. Das Bild wird ihn bis zu seinem Tod begleiten: Bis zu seinem Ende trägt Korda den *Guerrillero* als Medaillion um den Hals. Er stirbt am 26. Mai 2001 in Paris.

Schätzungen zufolge wurde das Bild bis heute ähnlich oft reproduziert wie die Mona Lisa.

Literatur:

Gerhard Paul, Das Jahrhundert der Bilder, Band II: 1949 bis heute, Bonn 2008

Boris Grojs, Harald Falckenberg [Hg.]: *Kuba: Bilder einer Revolution;* Hamburg, Philo Fine Arts; 2008

Christopher Loviny, Alessandra Silestri-Levy: *Cuba by Korda,* Ocean Press, 2006

Vives, Cristina [Hg.]: *Korda - a revolutionary lens. Korda, Alberto, 1928-2001;* Göttingen : Steidl ; 2008

Hasta siempre, comandante

Freie Übersetzung einer Weise von Carlos Puebla

Wir lernten Dich zu lieben
Aus der Erhabenheit der Geschichte,
Wo die Sonne Deiner Tapferkeit
Dem Tod die Glorie verlieh

Bei uns verbleibt die klare,
Warmherzige Offenheit
Deines geliebten Daseins,
Anführer Che Guevara

Durch Dich wird ein Windhauch
In der Frühlingssonne zum Feuerstrom
Wenn Du die Fahne aufpflanzt,
Mit dem Glanz Deinens Lächelns

Deine revolutionäre Liebe
Führt Dich zu neuen Taten
Dorthin, wo man die Stärke
Deines befreienden Armes erhofft

Wir schreiten weiter voran,
Wie wir es mit Dir taten
Und mit Fidel rufen wir Dich:
„¡Hasta siempre, Comandante!“

Besprechungen

Lisa Licentia

Identitäre Revolutionäre

Ein Interview mit Lisa Licentia

„Aus der Identitären Bewegung wird nichts mehr!“ Wer diesen Satz schon vor Jahr und Tag aussprach, durfte sich aus dem neurechten Lager so einiges anhören, von „Verräter“ über „Witzfigur“, von „Cuckservative“ bis „Liberalala“. Nun hat Götz Kubitschek, Haupt des *Antaios*-Verlages und Mentor der Identitären, in einem Interview mit der *Neuen Ordnung* zugegeben, dass die Bewegung gescheitert ist. Auch er wird wissen, dass sich die IB mit einer unkritischen Mitgliederauswahl und der Profilierungssucht ihrer Rädelsführer selbst ins Aus geschossen hat. Wir haben darüber mit der YouTuberin Lisa Licentia gesprochen, die im Umkreis der IB aktiv war.

Liebe Lisa Licentia, Sie waren das, was man so landläufig ein „Mitglied“ bei den Identitären nennt. Würden Sie sich immer noch als identitäre Aktivistin bezeichnen?

Nein, das trifft nicht zu. Ich kam damals zu *120 Dezibel,* einer Kampagne der IB, die aber schon kurz darauf aufgelöst wurde. Damit fing es an und so endete es auch. Man hatte zwar Kontakt zu einigen Ortsgruppen, als „Mitglied“ hätte ich mich aber schon damals nicht bezeichnet.

Bei den Identitären wird definitiv „von oben“ entschieden.
Wir reden hier von einer Handvoll Personen,
die bestimmen, was getan wird.

Woran kann man eigentlich festmachen, ob jemand ein vollwertiges Mitglied dieser Gruppe ist? In der Öffentlichkeit geistern immer wieder diesbezügliche Anschuldigungen gegen Personen herum.

Es gibt bei der IB Förderer und Mitglieder. Förderer spenden regelmäßig und sind auch offiziell „eingespeichert“. Die meisten Mitglieder zahlen einen geringen Beitrag, werden aber nicht gelistet. Mitgliedsnummern gibt es keine, auch nicht viele Funktionen. Es gibt Ortsgruppenleiter, die alles Weitere vorgeben. Diese wiederum erhalten ihre Anweisungen von den Regionalleitern. Die „kleinsten“ und fleißigsten Mitglieder sind somit die einfachen Aktivisten, die spätabends durch die Straßen gehen und Flyer in Briefkästen verteilen.

Wie basisdemokratisch kann man diese Struktur verstehen? Von außen macht die IB ja eher den Eindruck einer verschworenen Kadertruppe.

Bei den Identitären wird definitiv „von oben“ entschieden. Wir reden hier von einer Handvoll Personen, die bestimmen, was getan wird. Aktionen müssen bei ihnen angemeldet und von ihnen genehmigt werden. Selbstständig kann man also nicht wirklich sein.

Was uns zu der erwähnten 120-Dezibel-Kampagne führt, bei der Sie eingestiegen sind – und bald wieder weg waren.

120 Dezibel wurde abgedreht. Die Kampagne gefiel der IB-Führung wohl nicht mehr, die Leiterin des Projekts wurde rausgeworfen. Schlussendlich ließ sich niemand finden, der das Ganze übernimmt.

Worum ging es bei diesem Projekt und warum hat Sie das interessiert?

Man wollte Taten, die von Migranten begangen werden, stärker in die Öffentlichkeit rücken – gerade diese werden in Deutschland ja immer gerne verschleiert – und das Ganze natürlich auf spektakuläre Art und Weise. Das typische Bild waren Frauen, die mit Kunstblut vollgeschmiert am Boden lagen.

Haben Sie bei dieser Form von Aktivismus mitgemacht?

Nein, ich habe lediglich Flyer verteilt. Das war zuletzt vor gut einem Jahr.

Warum haben Sie danach nicht weitergemacht bei der IB?

Ich habe ja einige Monate später meinen YouTube-Kanal gegründet und wollte erstmal sehen, wohin die Reise genau geht. Ich habe auch noch eine Kundgebung mit Frauen aus der IB gemacht. (Keine dieser Frauen hat heute noch Kontakt zur IB.) Dabei kritisierten wir die Forderung der Jusos, man solle Abtreibungen bis zum 9. Monat „legalisieren“. Leider wurden diese Projekte vonseiten der IB nur kritisiert oder ignoriert. Diese Erfahrung haben übrigens viele Ortsgruppen gemacht: Man ist sich in der IB selbst nicht einig. Auch die permanenten Anweisungen waren unangenehm und hinderten meiner Meinung nach bloß bei unserem Engagement. Auch gab es eine Situation, die für mich als Mutter absolut fahrlässig war: Ich war gerade zwei Wochen dabei, da bekam ich den „Auftrag“, ich solle eine Kundgebung für die IB vor dem Innenministerium in Düsseldorf anmelden. Der Umgangston war nicht in Ordnung, ich fühlte mich überrumpelt und war auch überrascht, dass mir das in kurzen Sätzen ohne weitere Information einfach aufgetragen wurde. Ich meine, die wissen doch, dass ich Kinder habe? Ich antwortete, dass ich das klären müsse. Es hieß, ich solle mich damit beeilen, alles müsse heute noch fertig werden. Ich rief daraufhin eine Freundin an und erzählte ihr alles. Sie flippte völlig aus, als ich sagte, dass ich eine IB-Kundgebung anmelden solle, und klärte mich auf, dass ich damit automatisch vom Verfassungsschutz beobachtet werde. Und dass die Identitären

Und immer derselbe Satz:
„Es geht ums große Ganze!“
Dafür müsse man quasi alles in Kauf nehmen.

genau das gerne machen: junge Frauen vorschicken, damit sie selbst unbeobachtet bleiben.

Ihre Schilderung hört sich jetzt nicht nach der freien, spontanen Jugendbewegung von unten an, als die sich die IB früher gerne inszeniert hat. Haben Sie sich mit Ihrem Idealismus bei der IB respektiert gefühlt?

Nein, im Gegenteil. Das Recht „dazuzugehören“ wurde mir damals sogar öffentlich abgesprochen. Mein Leben als alleinerziehende Mutter sei nicht konservativ. Ich wäre kein Vorbild, hieß es. Anfangs richtete man mir das durch die Blume aus, mittlerweile werden offen herablassende Beleidigungen gegenüber mir verbreitet. Die gesamte IB bis hin zu Gründungsmitgliedern bejubelt, teilt, kommentiert oder ignoriert es. Ich veröffentlichte diese Attacken und bekam prompt noch mehr Beleidigungen. Das Lustige ist: hauptsächlich von Frauen. Sie forderten, dass ich schweige, weil sie sonst selber Probleme bekämen – vonseiten der IB. Da frage ich mich schon, ob das noch eine Bewegung ist.

Die Rolle der Frau in der IB ist sicher ein eigenes Thema. Auch bei Kundgebungen in Österreich fiel jedenfalls auf: Frauen werden mit Transparenten nach vorne gestellt, um ihr Gesicht der Kamera zu zeigen, die Rädelsführer bleiben die Männer im Hintergrund.

Die Männer inszenieren sich intern. In der Öffentlichkeit wollen sie nicht aufs Foto. Nur eine kleine Gruppe zeigt Gesicht. Das sind oft auch die, die im Winter stundenlang Flyern gehen. Von diesen Personen hört man nichts und sie werden dann auch im Stich gelassen, sollten sie mal Probleme mit der Polizei haben. Und das sind nun mal auch Frauen, die dann meistens auch wieder gehen.

Bei Ihnen war es aber anders: Sie wollte man explizit nicht mehr dabeihaben. Man liest vonseiten Identitärer auch heute immer noch despektierliche Äußerungen über Sie, die in jeder Hinsicht tief unter die Gürtellinie gehen.

Mir wurden diese ganzen Dinge anfangs nie offen ins Gesicht gesagt. Nun haut ja jeder raus, was er über mich denkt. Die Jungs erzählten mir aber damals schon, dass man sich lustig über mich machen würde: „Nehmen wir jetzt schon Hausfrauen auf?“ Mein Vater ist auch kein Deutscher – diesbezüglich wurde mir auch einiges weitergeleitet. Man hätte sich abgesprochen, dass man mich nicht weiter pushen solle, da es genug „deutsche Mädels“ gibt, die man in der Öffentlichkeit plazieren könnte. Und man sei ja schließlich die Bewegung ohne Migrationshintergrund. Solche Anfeindungen bekam aber nicht nur ich zu spüren, sondern auch viele andere. Man schloss mich aus, beleidigte, blockierte. Da hieß es dann von diesen Frauen, das sei alles halb so wild, was mir gesagt wurde, und dass sie es ja viel schlimmer getroffen hätten. Entschuldigung, aber da unterscheiden wir uns dann auch nicht von den Linken, die Probleme ebenfalls kleinreden wollen. Und immer derselbe Satz: „Es geht ums große Ganze!“ Dafür müsse man quasi alles in Kauf nehmen.

Wer entscheidet, für wen in diesem „großen Ganzen“ ein Platz ist und für wen nicht?

Das ist diese kleine Gruppe, von der wir anfangs sprachen. Einer fängt damit an, der Rest macht mit. Wenn einer der „großen IBler“ mich als „Libtard“ (sinngemäß: geistig behinderte Liberale) oder „Schlampe“ – wohlgemerkt nur aufgrund der Tatsache, dass ich alleinerziehend bin – bezeichnet, ist man quasi zum Abschuss freigegeben. Ich habe inzwischen mehr Beleidigungen unter meinen Videos, die von rechtsaußen kommen, als von links.

Wollen Sie zu den Vorwürfen Stellung nehmen? Bei manchen Identitären scheinen Sie ja eine erotische Obsession auszulösen.

Feindet ein hoher IBler jemanden an, so ist diese Person zum Abschuss freigegeben. Verkündet aber jemand Loyalität bzw. in diesem Fall Unterstützung im Wahlkampf, so ziehen alle nach. Egal, wie absurd das Ganze auch ist.

Es heißt, meine drei Kinder hätten drei verschiedene Väter. Ich wurde diesbezüglich nie gefragt, aber das Lustige ist ja, dass ich Zwillinge habe. Das bringt mich eigentlich immer nur zum Schmunzeln. Ich war verheiratet und jedes Kind war gewollt. Wir haben uns im Guten getrennt, es besteht Kontakt. Alles läuft so, wie es sein soll. Ich symbolisiere für manche vielleicht die zu emanzipierte Frau, die den Mann nun schröpfen würde und ihn einfach aus Lust und Laune verlassen hätte. Es wird von manchen sicher viel an allgemeinem Frauenhass auf mich abgeladen.

Eine alleinerziehende Mutter zu sein stellt vielleicht nicht das anzustrebende Ideal dar, aber woher kommt die Unversöhnlichkeit der IB gegenüber den Realitäten des menschlichen Lebens? Warum müssen alle in die gleiche Schablone passen?

Die IB ist eben in Wahrheit keine Bewegung für die breite Bevölkerung, sondern war von Beginn an als „elitärer" Kreis konzipiert. Es wird ja auch immer betont, dass man sich nicht als Ziel setzt, besonders groß zu werden. Es gibt lange Auswahlverfahren: Man muss sich erstmal ein halbes Jahr lang beweisen, bis man wirklich „Aktivist" ist. Und natürlich werden in der IB viele Ideale verfolgt, die man sich als Jugendliche setzt, wenn man etwas zu viel Ernst Jünger liest. Die Realität hält dem eben oft nicht stand. So oder so: Auch die IBler untereinander können sich vielfach nicht leiden, sie wollen aber eine dauerhafte Gemeinschaft haben. Das Ziel, politisch etwas zum Positiven zu bewegen, ist da nur nebensächlich. Martin Sellner, der ja persönlich eher noch liberal ist, ist bei alledem nur das nette Gesicht der IB.

Wie sicher ist Sellners Führungsposition eigentlich? Nach außen wirkt er unumstritten, andererseits vertreten andere Identitäre oft auch härtere Positionen.

Ohne Sellner ist die IB gar nichts. Viele sehen Sellner als Vorbild und blenden deshalb andere, merkwürdige Persönlichkeiten aus.

Gibt Sellner die politische Linie vor oder kocht in der IB jeder sein eigenes Süppchen? Heinz-Christian Strache wurde z.B. von IB-Führern einmal aufs Allerletzte beschimpft. Kurz darauf rief man zu Vorzugsstimmen für ihn auf.

Feindet ein hoher IBler jemanden an, so ist diese Person zum Abschuss freigegeben. Verkündet aber jemand Loyalität bzw. in diesem Fall Unterstützung im Wahlkampf, so ziehen alle nach. Egal, wie absurd das Ganze auch ist.

Sellner hat sich immer vom rechtsextremen Rand distanziert. Wie glaubwürdig ist das?

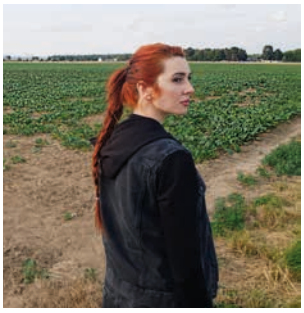
Es gibt in der IB in Deutschland einige Leute, die vorher bei den Jungen Nationalisten, also der Jugendorganisation der NPD, tätig waren. Ich bin der Meinung, dass so jemand nie in eine leitende Position kommen darf. Die Leute fehlen aber einfach. Viele wollen sich ja nicht öffentlich verbrennen. Die, die es schon sind, übernehmen solche Posten natürlich gerne. Normale Personen, die vorher nie politisch aktiv waren, sind abgeschreckt und gehen. Das war ich übrigens auch. Ich finde: Entweder man zieht eine klare Linie oder man lässt es. Aber die permanente Distanzierung und der eigentlich fließende Übergang gibt dem Ganzen einen faden Beigeschmack und wirkt schlichtweg feige. Entweder steht man dazu oder man schmeißt solche Personen raus und macht eine Bewegung, so wie sie in der Öffentlichkeit auch präsentiert wird.

Ist das der Grund, weshalb die IB so gezielt versucht, Jugendliche, die sich der Reichweite

Man hat eine Marke daraus gemacht. Auf IB-Demos, die ja schon extrem selten geworden sind, herrscht sogar ein Verbot der Deutschlandflagge, damit die IB klar identifizierbar ist. Also worum geht es dann? Jeder der klar denken kann, weiß worum es geht.

ihres Tuns ja oft noch nicht bewusst sind, zu rekrutieren?

Natürlich. Man möchte in die Mitte der Gesellschaft. Die JN hat ebenfalls viele Jugendliche. Sie ist strukturiert, organisiert, macht Aktionen seit Jahrzehnten. Die JN ist aber für den Jugendlichen, der sich gerade erst seinen politischen Weg suchen muss, abschreckend. Die schwarz-weiß-rote Flagge reicht den meisten schon. Ein Engagement in der IB wird dagegen als harmlos dargestellt. Dass man dafür später einmal massive Probleme in bestimmten Berufen haben wird, verschweigt man den Jugendlichen. Und dass die führenden Köpfe der IB selber abgesichert sind, sei es durch Spenden, Anstellungen oder Firmen, die über die IB vermarktet werden, darüber wird nicht geredet.



Jugendliche sind zwar leicht beeinflussbar und dadurch dankbare Ziele, aber politisch wenig relevant. Warum gelingt es der IB nicht, respektierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu überzeugen?

Je länger man sich mit der IB befasst, desto abgeschreckter ist man. Sellner ist quasi der Türöffner. Er überzeugt neue Leute mit seinen Ansichten, seiner Eloquenz. Das was er aber aufbaut, reißen die anderen wieder ein. Bestes Beispiel war z.B. *Europa Nostra* in Dresden. Das *Spiegel*-Interview mit den IBlern war zum Fremdschämen. Ich denke heute: Wenn man wirklich politisch aktiv sein möchte, tut man das am besten alleine oder sucht sich eine andere Gruppe. Die Öffentlichkeit will diese Persönlichkeiten einfach nicht sehen. Das verstehen sie aber nicht. Alle neuen identitären Kanäle, man denke etwa an *Ruhrpott Roulette*, krebsen irgendwo herum – und das trotz massiver Werbung durch Sellner selbst. Alles ist hochprofessionell aufgezogen, man sieht, dass da dieselben Grafiker dahintersitzen, und jedes Video wird beworben. Einmal hat mir der Newsletter von *Phalanx Europa,* dem T-Shirt-Shop von Martin Sellner und Patrick Lenart, eine E-Mail nur mit Werbung für *Ruhrpott Roulette* gesendet. Sie verstehen nicht, dass das niemand sehen möchte.

Sobald man über die IB spricht, geht es irgendwann um Merchandising, Social-Media-Reichweiten usw. Die IB hat auch diverse Online-Medien, von denen sie immer wieder gepusht wird. Aber wozu das alles? Was ist Sinn, Zweck und Ziel der IB?

Für mich persönlich ist die IB ein reines Unternehmen geworden. Ein Blick auf die Seite verrät das aber auch schon. Scrollt man nach unten, kommen einem sofort die „Projekte“ entgegen. Die etlichen Unternehmen der Leiter sind dort gut sichtbar platziert. Man hat eine Marke daraus gemacht. Auf IB-Demos, die ja schon extrem selten geworden sind, herrscht sogar ein Verbot der Deutschlandflagge, damit die IB klar identifizierbar ist. Also worum geht es dann? Jeder der klar denken kann, weiß worum es geht.

Sagen Sie es mir? Meine persönliche Meinung ist, dass der vorpolitische Raum in den letzten Jahren leider immer mehr kommerzialisiert wurde. Medien verdienen heute Geld, indem sie dem Konsumenten genau die Meinung frei Haus liefern, die er lesen will. Politik ist dadurch zu einem Markt für Produkte geworden und die IB ist ein solches Produkt, maßgeschneidert für den Konsumenten in den Sozialen Medien. Nicht zuletzt darum gibt es ja all die großen Wortblasen wie „Metapolitik“: um den völligen Mangel an ideengeschichtlicher Substanz, an Köpfen, Lö-

Was ich mir wünschen würde, das wären geschlossene Grenzen.
Ein Schengen-Abkommen, an das sich alle halten, und funktionierende Abschiebungen.
Das ist leider auch der kleinste Nenner, auf den ich noch mit der IB komme.

sungen und Zukunftskonzepten zu übertünchen. Doch wie bei jedem Produkt ist die Hausse irgendwann vorbei und übrig bleibt nur das leere Verpackungsmaterial.

Exakt so ist es. Die IB ist eine Marke und sonst nichts. Eine Marke zu schaffen wäre allein ja nicht so schlimm, wenn man denn sein eigentliches Ziel in den Vordergrund setzen würde. Das passiert aber nicht. Und der Idealismus derer, die an hohe Ziele glauben, wird ausgenutzt.

Hat die IB nach Ihrer Ansicht noch etwas beizutragen oder wird das „nichts Großes" mehr, wie Götz Kubitschek jüngst eingestand?

Ich finde das alles extrem schade. Viele und natürlich auch ich haben die IB bzw. ihre Kampagnen damals aufgesucht, um etwas Positives zu bewirken. Nach relativ kurzer Zeit merkt man aber einfach, wie es läuft. Für mich ist die IB nicht mehr relevant. Ich habe heute noch Kontakt zu einigen Personen, die inzwischen gute Freunde geworden sind. Diese sind immer noch sehr nachtragend, da sie selbst viel Zeit investiert haben, um im Endeffekt polizeibekannt nach Hause zu gehen, ohne auch nur irgendetwas bewirkt zu haben.

Was hätten Sie gerne bewirken wollen? Was hätten Sie sich denn erhofft, wohin sich die IB entwickelt?

Die IB hatte eine riesige Reichweite, wusste sie aber nie positiv zu nutzen. Ich hätte mir schlussendlich einfach mehr sinnvolle Aktionen gewünscht: mehr Elan, mehr Wille und bessere Ideen, statt immer nur Banner in die Kamera zu halten.

Würde ein echtes Engagement nicht den Nimbus zerstören, den die IB stets haben wollte: als stilistische Avantgarde? Dass man durch Kommentare in Sozialen Medien und T-Shirt-Versand die Welt nicht bewegt, weiß ja eigentlich jeder.

Ja, genau dieser Eindruck wurde mir leider bestätigt: Man wollte gar nicht mehr sein als das.

Die IB bekommt, aus welchen Kanälen auch immer, nach wie vor Spenden. Wo denken Sie, landen diese Gelder?

Das weiß ich nicht. Ich kann nur vermuten, dass diese bei den Leitern der IB landen. Wir haben nie Geld gesehen. Viele anderen Ortsgruppen übrigens auch nicht. Viele haben eigene Kassen, die sich ihre Aktionen damit finanzieren.

Haben Sie – nach all Ihren Erfahrungen mit der IB – noch idealistische Vorstellungen, wie Europa in einer Generation aussehen soll?

Was ich mir wünschen würde, das wären geschlossene Grenzen. Ein Schengen-Abkommen, an das sich alle halten, und funktionierende Abschiebungen. Das ist leider auch der kleinste Nenner, auf den ich noch mit der IB komme.

Das wünscht sich die Mehrheit der Bevölkerung. Welche Gemeinsamkeiten mit den Identitären sehen Sie sonst noch?

Ich sehe sonst fast alles anders als die IB. Ich bin nicht der Meinung, dass die Weiterentwicklung des Westens der Ursprung allen Übels ist. Ich habe kein grundsätzliches Problem mit Homosexuellen. Auch sehe ich am Islam nichts Positives im Vergleich zum „großen Vordenker" Martin Lichtmesz, der der Meinung ist, das Kopftuch sei gut, da Kinder wieder ein Schamgefühl entwickeln würden.

Wie meinen Sie, wird sich die IB in Zukunft weiterentwickeln?

Gar nicht. Zumindest nicht in Deutschland. Ich denke, dass sich das ganze so nach und nach auflösen wird.

Womit wir dann doch wieder eine Gemeinsamkeit, zumindest mit Götz Kubitschek, gefunden hätten. Liebe Lisa Licentia, danke für das Gespräch!

Im gallischen Dorf der Freiheit

Bericht von den Hayek-Tagen 2019

Weniger Politik wagen! Diese provokante Losung hat André Lichtschlag, der streitbare Liberale und Herausgeber der Zeitschrift *eigentümlich frei,* jüngst wieder in den Ring der politischen Debatte geworfen – eine allzu notwendige Forderung in einem Jahrzehnt, das eine brutale Politisierung von privaten Lebensräumen, fortschreitende Überwachung unserer digitalen Fußabdrücke und damit einhergehend immer größeren Rechtfertigungsdruck für uns alle gebracht hat.

Wer heute wagt, frei zu denken, nämlich wirklich frei und so wie es auch der Wahlspruch des *Atterseekreises* ist, braucht ein schnelles Pferd – oder zumindest eine harte Haut. Denn wie in den beliebten Comics von *Asterix dem Gallier* hat es der unbeugsame Geist heute schwer. Aquarium, Babaorum, Laudanum und Kleinbonum hießen die römischen Feldlager bei Goscinny und Uderzo, und nicht anders als vor dem Dorf der Gallier haben die Diskurskommandeure heute ihre Kastelle um den enger werdenden Gesprächsraum plaziert, von denen aus sie ihre Legionäre auf jeden hetzen, der sich keiner der diversen Neigungsgruppen unterwirft.

Ganz Gallien ist also von den Meinungswächtern besetzt? Nein! Immer mehr Unbeugsame hören nicht auf, Widerstand zu leisten, und eine besondere Veranstaltung in diesem Geiste bildeten die *Hayek-Tage 2019,* die im vergangenen Sommer in den Festsälen der Universität Wien stattfanden, ausgerichtet von der *Friedrich A. von Hayek-Gesellschaft e.V.,* in enger Verbindung mit der *Hayek-Stiftung für eine freie Gesellschaft* und dem in Wien ansässigen *Friedrich A. v. Hayek Institut*. Letzteres Institut, das schon 1993, ein Jahr nach dem Ableben des berühmten Namensgebers, gegründet wurde, ist längst Anziehungspunkt für Freiheitsfreunde aus aller Welt geworden ist. Frau Präsidentin Barbara Kolm und ihrem Team, aus dem hier stellvertretend Britt Schier, Federico Fernandez und Richard Zundritsch erwähnt seien, soll an dieser Stelle auch im Namen des *Atterseekreises* einmal Bewunderung und Anerkennung für dieses unermüdliche Engagement ausgesprochen werden.

Im Verlauf der *Hayek-Tage 2019* wurde jedenfalls wieder einmal deutlich, wie angenehm sich die Kultur unter klassischen Liberalen von den degenerierten Kampfdebatten abhebt, die einem außerhalb dieses „gallischen Dorfes“ so oft begegnen. Herausgegriffen seien hier die lebendigen Ausführungen des Nesthäkchens Larissa Fußer über erfolgreiche liberale Medienprojekte, die dem von allen Seiten einprasselnden marxistischen Mainstream schon unter Jugendlichen Aufklärung entgegensetzen, sowie die Fachvorträge von Johanna Jauernig, Sebastian Müller und Martin Lorenzen, außerdem die Rede Karl von Habsburgs zum Thema „Europa, die Freiheit und die Geopolitik“ aus pan-europäischer Perspektive. Dr. Barbara Kolm selbst referierte zur Frage, inwieweit 30 Jahre nach dem Mauerfall die Prinzipien von Freiheit und Verantwortung in Österreich wieder vorstellbar werden, es folgte eine Diskussionsrunde zwischen den Professoren Gunther Schnabl, Joachim Starbatty, Thorsten Polleit und Martin Rhonmeier zur Aktualität der Österreichischen Schule der Nationalökonomie.

Die Veranstaltung beschloss ein Spaziergang auf Hayeks Spuren sowie ein Besuch am Grab des Nobelpreisträgers in Neustift am Walde. Seinem unsterblichen Denken und mehr als reichhaltigem Werk werden wir uns in den kommenden Ausgaben wieder verstärkt widmen.

Adharas Stimme

Nach 10 Ausgaben und einer Sonderausgabe des neuen *Attersee Report* ist es an der Zeit, unseren Lesern zu danken: für die Treue zu unserer Zeitschrift und die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dem Unerwarteten, vermeintlich Nebensächlichen, gedanklich Herausfordernden und ideologisch Hintergründigen. Rund 50 verschiedene Autoren haben in den vergangenen zweieinhalb Jahren Beiträge für unser Magazin verfasst. Einer dieser Autoren, Herr Pfarrer i.R. Manfred Riss, ist sehr überraschend seit der letzten Ausgabe verschieden. Unser Beileid gilt seinen Angehörigen.

Die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit ist immer wieder ein Fingerzeig, sich auf das bleibend Wertvolle hin zu orientieren. Wir hoffen, dass es uns gelingt, dies im gleichen Maße durch Abgrenzung von dem zu erreichen, das wir für schlecht halten, als auch durch eine Darstellung dessen, das wir als gut erachten. Dies ist eine ständige Herausforderung, zumal in einer Zeit, in der politische Fronten durcheinandergeraten und das marxistische Chamäleon immer neue, bunte Farben anlegt.

Worauf hat es die Linke abgesehen? Alain de Benoist, der Übervater der sogenannten „Neuen Rechten", diesem mit rechter Folklore geschminkten Abklatsch alter linker Irrrungen, sagt offen, wer seine Feinde sind. Es sind dies 1. „die Marktwirtschaft", sprich der freie Austausch von Waren, Dienstleistungen und Vermögen zwischen Bürgern, 2. „der Individualismus", sprich das Anerkennen der Verschiedenheit aller Menschen und ihrer sittlichen Würde, Autonomie und Freiheit, 3. „der Universalismus", sprich die Prinzipien eines uns allen gleichermaßen zugänglichen Begriffs des Wahren, Guten und Schönen, der Wissenschaft, der Vernunft und der Moralität, sowie 4. „das Bürgertum", sprich der staats-, kultur- und wirtschaftstragende Mittelstand.

Selbstverständlich könnte diese Feindesliste auch von einer der vielen postmodernen linken Meinungsmacherinnen stammen, die unsere Gesellschaft zunehmend mit *Identity Politics* unterwandern und ihren zivilisationszerstörerischen Impulsen vor allem in den Sozialen Netzwerken freien Lauf lassen. Im Gruppenhabitus unterschiedlich, ist man sich im Ressentiment gegen die Zivilisation ja dann doch wieder einig. Gegen all diese revolutionären Kräfte wird es, so realistisch müssen wir sein, nie einen dauerhaften Sieg geben. Wie die Köpfe der Hydra werden sie stets in neuer (und doch alter) Form nachwachsen.

Der Liberalismus bleibt sohin ein ewiger Kampf gegen die marxistische Herdenmoral, der Konservatismus ein ewiger Widerstand gegen die um sich greifende destruktive Entropie, der Nationalismus ein ewiges Ringen um die überpolitische Einigkeit des Volkes. Freiheit, Tradition und Familie werden auch im neuen Jahr die Fixsterne sein, an denen wir unser publizistisches Wirken orientieren.

Impressum

Medieninhaber: Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee, Blütenstraße 21/1, A-4040 Linz, Tel.: 0732 736426, E-Post: verein@atterseekreis.at · Herausgeber: Mag. Norbert Nemeth · Redaktionelle Gestaltung: Jörg Mayer · Bildredaktion, Design: buero.rihl

Der Attersee Report behandelt Fragen von gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Er ist ein Produkt des Vereins Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder und liegen in ihrer Verantwortung. Die Beiträge bewegen sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen der Meinungsfreiheit. Ausführliche Informationen zu unseren Datenschutzbestimmungen finden Sie unter atterseekreis.at/datenschutz.

Bildnachweis: Abkürzungen: (b)=bearbeitet, WiCo=Wikimedia Commons, gemeinfrei · S. 1, 60: akg-images / Mondadori Portfolio · S. 2: akg-images / Album / Documenta · S. 3, 5: WiCo / Alberto Korda (b) · S. 4, 6-7: akg-images (b) · S. 9: akg-images / IMAGNO / Votava · S. 13: WiCo / Ernesto Rafael Guevara Lynch · S. 14, 15: akg-images / Pictures From History · S. 16: akg-images · S. 17: akg-images / TT News Agency / TT NYHETSBYRÅN · S. 20: WiCo · S. 21: Unknown photographer Anefo (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:FrenchLaos1953.png), „FrenchLaos1953“, Colorgrading von buero.rihl, https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode · S. 23: WiCo · S. 24: WiCo / George Esper · S. 25: WiCo / Dennis Kurpius · S. 28: ullstein bild · S. 29: Vargan (https://commons.wikimedia.org), Colorgrading von buero.rihl, https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode · S. 4, 30-31: akg-images / Sputnik · S. 34: akg-images / Pictures From History · S. 35: User:Ögh2012 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:CHE_2014-04-25_17-32.jpg), „CHE 2014-04-25 17-32“, Colorgrading von buero.rihl, https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode · S. 4, 36-37, 38, 39, 40, 41, 42: Gerhard Rihl · S. 43: WiCo / Agence de presse Meurisse (b) · S. 4, 44-45, 46: WiCo / Alberto Korda · S. 47: WiCo / Jim Fitzpatrick (b) · S. 48: WIKIART.ORG / Andy Warhol · S. 49: Gerhard Rihl · S. 4, 50-51, 54, 55: Lisa Licentia · S. 58-59: Pixabay / pixel2013 · Illustrationen auf S. 1, 27, 33, 41, 58, 60: buero.rihl

Atterseekreis

frei denken

www.attersee-forum.at

Österreichische Post AG
Sponsoring.Post
14Z040199 S